

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Wie der Hinkende sein 100 jähriges
Jubiläum feiert und dabei eine Stand-
rede auf's ganze 19. Jahrhundert hält.



Und nun noch in aller Eile den Kranz da hinauf gehangen und dann hätten wir's," so meinte die Löwenwirtin und reichte dem Wirt den mächtigen Kranz, in dem auf blütenweißem Grunde eine große fette Hundert prangte. Der Löwenwirt aber hupfte beherzter, als man's dem dicken Manne wohl zutrauen mochte, die Sprossen der Leiter hinauf, daß sie unter der schweren Last nur so knackte, und befestigte zu all dem Kranzwerk, so sonst schon um Fenster und Thüren prangte, auch noch diesen Kranz über dem Thürpfosten. Dann stieg er hurtig wieder hinunter und stellte sich vergnügt vor's Haus hin, wo sich derweile auch all die

gewohnten Gäste — vom Geißbauern an bis hinauf zu Seiner Ehren dem Herrn Bürgermeister selbst — bereits vollzählig eingefunden hatten; nur Peter, der Barbier, fehlte diesmal; er hätte seine ganz bestimmten Gründe — so hatte er sagen lassen — daß er nicht käme; die Gründe aber seien wissenschaftlicher Natur. —

„Der Hinkende wird Augen machen," sagte der Löwenwirt und rieb sich fröhlich die feisten Hände.

„Sapperlot, was soll denn das alles?" fragte der Schwarzgeißbauer, der wieder mal nicht wußte, was los war.

„Aber Geißbauer," rief ihm Kilian, der Hufschmied, zu, „so besinnt Euch doch! Der Hinkende feiert heute ja sein Jubiläum!"

„Das 100 jährige," schrie ihm der Hansrieder ins Ohr, der eben zu allen Zeiten einmal gescheitert war als sein Nachbar, der Geißbauer.

„Wichtig, richtig, es ist ja auch wahr; Donner Schlag, das soll aber gefeiert werden!" Und gleich schrie er wütend drauf los: „Hurra, hurra!"

Und ob's so sein sollte, bog just im nämlichen Augenblicke die lang erwartete alte schwere Kutsche um die Ecke, und darin saß silbergrauen Haars — wie's einem Hundertjährigen zukommt — aber mit

lachenden Wangen und fröhlich blickenden Augen, der Hinkende!

„Hurra, hurra!" schrie alles, „der Hundertjährige soll leben!"

„Einen schönen guten Abend, all beisammen," erwiderte da der Hinkende noch von seinem Sitze aus, „und herzlichsten Dank auch für all die schönen Willkommen."

Darauf kletterte er aus der Kutsche und humpelte in die Gaststube hinein, umdrängt von allen, denn jeder wollte dem jetzt Hundertjährigen zuerst die Rechte gedrückt haben. Der Löwenwirt aber stieg in den Keller hinunter und brachte etliche ganz verstaubte Flaschen herauf, die er dann mit einer Miene auf den Tisch und neben den Hinkenden stellte, als wäre dies auch ein Hundertjähriger.

„Das war recht," meinte da schmunzelnd der Hinkende, als er von dem Wein gekostet hatte, „das ist ein Weinchen, von dem man nur alle 100 Jahre einmal trinken sollte. Wohl bekomm's den Herren!"

Alles that mit vielem Eifer Bescheid, dann aber wurde es mit einemale still; es war, als ob jeder nun zu dem besonderen Weine auch sonst noch etwas ganz Apartes erwartete. Lachenden Auges sah da der Hinkende von einem zum andern von allen denen, welche die gesamte Tafelrunde ausmachten, und dann begann er:

„Ja, liebe Freunde, das glaubt nur, es ist 'was ganz Besonderes und Ausnahmeweises, so ein rundes Jahrhundert! Volle 100 Jahre sind so gut wie herum, und bevor wir auseinander gehen, hebt ein neues Jahrhundert an. Wer weiß, was dieses erst alles bringt! Wer hätte es vor 100 Jahren wohl gedacht, daß die neue Zeit so sonderbare Dinge in die Welt setzen würde! Und nun liegt das alles hinter uns, und es ist uns, als hätte es so sein müssen. Vor 100 Jahren wußte keiner, was eine Eisenbahn ist, — heute pfeift sie überall. Wenn einer dazumal gesagt hätte, es würde die Zeit kommen, wo die Leute auf tausend Stunden weit miteinander würden genau so sprechen können, als ob sie einander hier an Löwenwirts Tisch gegenüber sitzen, den hätten die andern laut ausgelacht."

„Und eingesperrt hätten sie ihn," so ergänzte der Bürgermeister, wahrscheinlich deshalb, weil er sich auf's Einsperren so gut versteht.

„Und ins Narrenhaus hätten sie ihn gethan," fuhr der Hinkende fort, „denn niemand hätte es ihm glauben wollen, daß der Mensch dergleichen Kunststücke fertig brächte! — Und nun gar das elektrische Licht und die elektrische Eisenbahn!" —

„Die wir aber immer noch nicht haben," rief der Hansrieder dazwischen.

„Gott sei Dank nicht! Auch noch die Konkurrenz!" knurrte Kilian der Hufschmied.

„Im übrigen, Hinkender," fiel der Bürgermeister ein, „Ihr wolltet uns doch gerade diesmal etwas Elektrisches zum besten geben, so hattet Ihr doch in der vorigen Standrede gemeint."

„Nein, diesmal soll uns der Hinkende seine Stand-

rede über das alte Jahrhundert halten," sagte der Ratschreiber, der ja immer wider das ist, was der Bürgermeister will.

"Jawohl," so meinte auch der Lehrer, "denn daß ein neues Jahrhundert anfängt, kommt doch ganz ausnahmsweise vor."

"Stimmt, stimmt," erwiderte da lachend der Hinkende, "also sei die Standrede auf das 19. Jahrhundert gehalten! Aber, wenn's Euch recht ist, liebe Freunde, dann lasse ich Euch die Standrede halten."

"Ja, das geht nicht, das können wir nicht." —

"Doch, doch," erwiderte der Hinkende, "Ihr könnt's wohl! Ich frage sie Euch ab und hol' Euch alles heraus, was darüber zu sagen ist. Ich mach's, wie es vor mehr als vollen zweitausend Jahren der alte weise Sokrates bei den alten Griechen gemacht hat. Der hatte die Eigenart, daß er die Leute dadurch belehrte, daß er sie bis aufs Innerste ausfragte, bis sie sich selbst über alles klar wurden, während sie es doch eigentlich von ihm hatten wissen wollen."

"Die Lehrmethode ist mir neu," meinte der Lehrer, "aber nur zu, Hinkender! Da ja doch gerade ein neues Jahrhundert anfängt, können wir auch mit einer neuen Lehrmethode beginnen."

"Also so hört," meinte vergnügt der Hinkende, "ein jedes Ding hat so seine eigene Art und Weise, seine besonderen guten und bösen Eigenschaften, mit denen es sich von seinesgleichen unterscheidet. So sind auch die Jahrhunderte — wenn auch alle gleich lang — so doch untereinander arg verschieden. Wie wird einer nun wohl das Jahrhundert benennen, das in etlichen 2 oder 3 Stunden zu Ende geht? Das sei die erste Frage und wer sie gut und richtig beantwortet, soll außer einer Belobigung auch noch eine Belohnung bekommen und zwar in Gestalt eines Schoppens von diesem kostbaren Wein."

Alles schielte nach dem Weine, und der lockte sehr. Aber verdutzt sahen sie dabei doch sämtlich drein, denn keiner wußte eine rechte Antwort; hin und her rieten sie, bis schließlich der Hinkende Kilian den Hufschmied anstieß und zu ihm sagte: "Aber Kilian, Ihr müßt's doch vor allen wissen!"

"Wieso ich?"

"Nun, Ihr lest doch Euer Fachblatt alle Samstage und seht da, daß immer eine Erfindung um die andere gemacht wird; Ihr wißt doch auch, und es ist ja soeben erst gesagt worden, was die Menschheit alles in den 100 Jahren erfunden und entdeckt hat; dämmert's Euch nicht?"

"Aber Kilian," fiel da der Lehrer vorwurfsvoll ein, dem ein Lichtlein aufgegangen war, "wißt Ihr's wirklich nicht?"

"Na, wenn Ihr's etwa wißt, so sagt es doch," fuhr da der Hufschmied unwirsch heraus.

"Schön," meinte da der Lehrer, "das 19. Jahrhundert ist dasjenige der Erfindungen."

"Und Entdeckungen," so ergänzte der Hinkende, "so stimmt's, so ist es richtig, und zur Belohnung sei Euch Euer Glas hier mit dem ausnahmsweisen Tropfen vollgefüllt."

Damit goß ihm der Hinkende sein Glas voll bis an den Rand, und der Wein glänzte goldgelb und verführerisch, so daß der Schullehrer wider Willen laut mit der Zunge schmalzte.

"Ja," fuhr dann der Hinkende fort, "das 19. Jahrhundert kann sehr wohl und es muß das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen genannt werden. In keinem einzigen von allen seinen Vorgängern war die Menschheit so munter und mit solchem Erfolge dahinter her, der Mutter Natur alle ihre Geheimnisse abzulauschen und sie alsdann zu ihrem eigenen Besten zu benutzen. In früheren Zeiten hatte es die Menschheit nicht so eilig mit dem Erfinden. Im Anfang kam auf jedes Jahrtausend eine ordentliche Erfindung; bis der Pflug, der Webstuhl, das Gerben erfunden war, — ach was nahmen sich die Menschen da Zeit! Weiterhin ging es ja ein wenig behender; aber das Pulver, die Buchdruckerkunst, das Porzellan — alle diese Dinge brauchten immer noch etliche Jahrhunderte. Erst als das neunzehnte Jahrhundert anhub, kam das Erfinden in den Gang. Um die Wende des Jahrhunderts kamen die Dampfmaschinen auf; zu Anfang des neuen Jahrhunderts fuhren bereits Dampfschiffe auf Flüssen und Meeren; auch die Elektrizität meldete sich bereits, wenn auch noch recht klein und bescheiden; dann kamen die Menschen darauf und brachten die Frau Sonne dazu, ihnen das liebe Ich auf Silberplatten hinzuzaubern. Ein verfrachteter Schauspieler hatte sich auf den Abdruck von Zeichnungen vermittels besonderer Steine gelegt und damit die Lithographie erfunden. Ein anderer ging weiter und druckte gleich alles in den schönsten buntesten Farben; er brachte damit den Abdruck so fürtrefflich zustande, daß Rafael und Tizian ihre Freude daran hätten haben können, wenn sie es erlebt hätten. Derweile aber waren neben solchen Künstlern auch die Maschinenbauer nichts weniger als müßig gewesen; sie setzten die Dampfmaschine auf Räder und die Räder dann auf eiserne Schienen und rasten damit durch die Welt, als sei das Ding vom leibhaftigen Gottseibeins besessen. Der Dampf allein aber genügte bald den Herren nicht mehr; sie bekamen es mit der Angst zu thun, daß die Kohlen nun bald alle würden, wenn die Lokomotiven und Dampfmaschinen so weiter fort davon fressen sollten; sie machten sich deshalb daran und erfanden neue Maschinen, um sie anstatt mit Kohlen mit Petroleum zu heizen oder mit Benzin oder Ligroin oder wie sonst die „ine“ alle heißen. Ja, das alte Mühlrad nahmen sie sich vor und bauten es auf so geschickte Weise um, daß es 3- und 4-mal mehr Kraft abgab, als es jemals zuvor gegeben, — ganz zu geschweigen von den vieltausenderlei Maschinen und Maschinchen, die sonst erdacht und erfunden worden sind, um den menschlichen Arm und den menschlichen Finger nachzumachen. . . ."

"Wie zum Beispiel die Nähmaschine," schrie Fädelin der Schneidermeister etwas giftig dazwischen.

"Schimpft nur nicht auf die Nähmaschinen, wie überhaupt nicht auf die Maschinen," erwiderte da der

Hinkende. „Was gilt die Wette, Ihr habt selbst eine daheim in der Werkstatt stehen?“

„Die Wette halte ich,“ meckerte da der Schneider. Schon wollte der Hinkende einschlagen, da aber sagte ihm der Bürgermeister ins Ohr: „Wettet nicht, Hinkender, er hat sogar zwei!“

Lachend hob da der Hinkende sein Glas und trank dem Schneider zu, indem er sagte: „So ist's recht, Meister, Ihr versteht die Zeit; Ihr habt das neunzehnte Jahrhundert verstanden. Das ist und bleibt einmal die Zeit der Maschinen und sonstigen Erfindungen; es braucht einer ja die Zeit nicht mitzumachen, es zwingt ihn keiner dazu; wer's aber nicht thut, — nun, über den geht die Zeit hinweg, als sei er gar nicht da.“

„So ist es,“ bestätigte der Schullehrer, der nicht wenig stolz darauf war, daß er dem Jahrhundert den richtigen Namen gegeben hatte. Er stieß mit dem Hinkenden und dem Meister Fädlein an und trank mit großem Behagen von dem ausnahmsweise guten Wein.

„Der ist aber fein,“ meinte er dazu.

„So, schmeckt er Euch?“ fragte der Hinkende.

„Dann verdient Euch noch einen zweiten Schoppen von der Sorte und gebt Bescheid auf die zweite Frage. Diese aber lautet: Was ist nun die größte Erfindung von all den vielen Erfindungen des Jahrhunderts?“

Wieder schaute die ganze Tafelrunde sich untereinander verdutzt an; keiner wußte den rechten Bescheid zu geben. Ganz schüchtern meinte endlich Bohr der Brunnenmacher, es könnte die Wasserpumpe sein, aber da schrie alles, die sei ja doch schon zu Dlims Zeiten dagewesen! Weiterhin erwog der Ratsschreiber, ob nicht am Ende die Schreibmaschine die kniffligste Erfindung der letzten hundert Jahre sei, aber es stimmte ihm keiner bei. Der Hufschmied Kilian hatte seinen gewaltigen Kopf tief auf den Tisch niedergebeugt — so schwer dachte er über die Frage nach; um alles gern hätte er die Antwort herausgebracht.

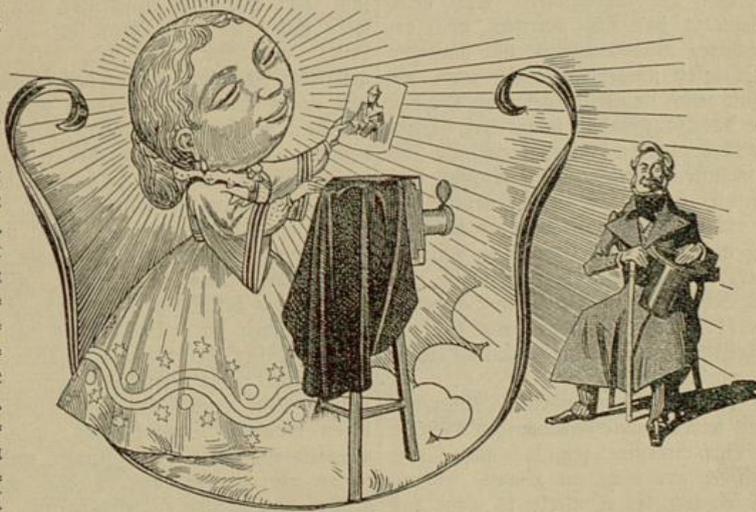
Da somit keiner Bescheid zu geben wußte, sagte endlich der Hinkende: „Diesmal will — so scheint es — keiner den Preis verdienen, so daß ich mir ihn werde allein zu Gemüte führen müssen. So hört, Ihr lieben Freunde, es ist und bleibt die Dampfmaschine.“

„Wie? Was?“ fiel da der Ratsschreiber ein, „das hätte ich auch sagen können; aber einmal hat es ja doch schon im 18. Jahrhundert Dampfmaschinen gegeben . . .“

„Die waren danach,“ sagte der Hinkende dazwischen. „Und dann giebt's doch noch viel feinere und größere Maschinen, als solche Dampfmaschinen.“

„Mag sein, mag sein,“ erwiderte der Hinkende mit ernstem Bedacht, „aber der Anfang und Ursprung all der vielen anderen Maschinen — so ausgespißt und unmenschlich groß sie auch sonst sein mögen — ist doch allemal die Dampfmaschine gewesen. Ohne den Dampf hätten es all die Maschinenbauer so weit nicht bringen können; ohne den Dampf wäre es ihnen ganz unmöglich gewesen, all das viele Material herbeizuschaffen und zu verarbeiten, das sie heute für alle ihre vielen anderen Maschinen nötig haben. Der Bergbau, die Eisenbahn — sie wären nichts ohne Dampf; sogar die stolzen Herren von der

Elektrizität und auch die vom Gas — ohne Dampf könnten sie ruhig nach Hause gehen; der Dampf hat sie großgezogen und erhält sie — wenigstens in diesem Jahrhundert. Im nächsten ist es am Ende wieder anders, aber was uns das 20ste bringt, darüber wollen wir uns erst beim nächsten Jubiläum unterhalten.“



Die Menschen brachten die Frau Enne dazu, ihnen das liebe Ich auf Silberplatten hinzuzutern.

Nachdem so dann der Hinkende sich selbst zum Lohne einen frischen Schoppen aufgefüllt, fuhr er fort: „Nunmehr aber ist folgendes aufs ernstlichste zu bedenken: Es ist klar wie das Sonnenlicht, daß die aller schönsten Erfindungen, welche der Mensch sich nur ausdenken kann, heute doch zu nichts gut wären, wenn die Welt im übrigen nicht so eingerichtet ist, wie sich's gehört. Die einen mögen erfinden, entdecken und vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei ihrer Arbeit sein, andere aber müssen derweile sitzen und wachen, daß in der Gemeinde, in der Stadt, im Staate alles hübsch in Ordnung ist und alles so zugeht, wie es sich gehört. Damit ist die hohe Obrigkeit gemeint, Herr Bürgermeister; Ihr versteht doch?“

„Ja, ja, natürlich ist es so, selbstverständlich,“ so bestätigte der Bürgermeister, wenn er freilich auch gar nicht daran gedacht hatte, daß das Gespräch auf einmal diese Wendung nehmen und der Hinkende direkt auf ihn zu sprechen kommen würde.

„Obrigkeit muß sein,“ fuhr er fort, „was auch dagegen räsonniert wird.“

„Richtig, Herr Bürgermeister, die Obrigkeit hält alles hübsch beisammen und sorgt, daß der Mensch, der arbeiten will, auch die nötige Ruhe im Lande und den Frieden draußen in der Welt findet, damit er seine Ware mit Vorteil absetzen kann. Nun wäre das ganze 19. Jahrhundert nicht die Schoppen wert, die wir feinetwegen jekund trinken, wär' nicht auch die ganze Zeit die Obrigkeit hübsch am Plake gewesen und zwar nicht bloß unser Herr Bürgermeister — der ist ja selbstverständlich allemal am Plake . . .“

„Zumal hier im Löwen, am runden Stammtisch, da ist sein Hauptplak,“ so knurrte heimlich der Hansfrieder dazwischen . . .

„ . . . sondern auch ein wenig höher hinauf, die anderen Obrigkeiten, die Regierung, die Könige, Herzöge und Fürsten — kurzum der gesamte Staat. Wenn da nicht alles im 19. Jahrhundert geklappt hätte, — gute Nacht, 19. Jahrhundert! Aber nein, das 19. Jahrhundert hat sich beizeiten nach geschickten und geschickten Bürgermeistern und sonstigen Männern der Obrigkeit umgeschaut. Es war, als hätte die Maschine selbst sie zuwege gebracht, auf daß die Männer, die das Jahrhundert zu regieren hätten, auch in dasselbe Jahrhundert hineinpakten. So sind eine Reihe der schönsten Verordnungen erlassen und ausgeklügelt worden, daß jeder in der neuen Zeit sich hiernach zu richten habe und alles in hübscher rechter Ordnung in Staat und Gemeinde vor sich geht. Was aber, so fragt jetzt der Hinkende und setzt einen neuen Schoppen zum Preise aus: Was — so lautet die dritte Frage — was war das gewichtigste und geschickteste Gesetz, das im ganzen 19. Jahrhundert erlassen worden ist?“

Was gab es erst da für ein Platen! Man riet hin und her, und keiner wußte den richtigen Bescheid zu geben. Der Bürgermeister saß die ganze Zeit über da, als wär' er gar nicht im Löwen, sondern drüben in seiner Amtsstube; er merkte es wohl, daß er sich jetzt schwer blamierte, wenn er's nicht fertig brachte und dasjenige Gesetz beim Namen nannte, das der Hinkende meinte. Er war ja doch der Bürgermeister und mußte also all die Gesetze kennen, die erlassen waren. Daheim standen sie, schön sauber gedruckt, Band um Band im Schranke. Ach, es waren ihrer so sehr viele, welches von ihnen mochte wohl das geschickteste sein? So sehr er sich darüber den Kopf zerbrach, er konnte einmal nicht auf die richtige Antwort kommen. Schließlich, nur um sich aus der Verlegenheit zu retten, rief er: „Hinkender, Ihr dürft so nicht fragen, alle Gesetze sind gleich gut.“

Da aber machte der Hinkende ein verschämtes Gesicht; er erriet's, weshalb der Bürgermeister so sprach. „Hm, hm,“ machte er, „aber eins ist doch das beste von allen.“

„Na, das neue Bürgerliche Gesetzbuch,“ schrie endlich erboßt und nur um etwas zu sagen der Bürgermeister.

„Das zählt nicht,“ erwiderte der Hinkende, „weil's ja erst von morgen ab Gültigkeit hat und dann — wer weiß denn heute schon, ob es einschlägt? Die Advokaten haben zu lange daran gefressen und es gar zu gelehrt abgefakt. Nein, nein; ein anderes Gesetz ist es, welches das beste gewesen ist im ganzen Jahrhundert, ein Gesetz, das dem ganzen Gewerbe einen gar mächtigen Aufstoß nach vorwärts gegeben hat; ein Gesetz, ohne das alle Erfinder der Welt trotz all ihres Wissens nichts hätten ausrichten können; ein Gesetz, das die alten Schranken der vergangenen Jahrhunderte durchbrach und in der neuen Zeit dem unternehmenden Geist auch neue Bahnen anwies.“

„Die Gewerbefreiheit,“ rief da spitzigen Tones einer vom Ofen her, wo er sich jetzt ganz in die Wärme verkrochen hatte. Meister Fädleins Stimme war es, die des Schneidermeisters.

„Richtig, richtig,“ rief da der Hinkende dawider. „ganz richtig; flugs, gebt Guern Schoppen her und laßt Euch hier einen einschenken von dem ausnahmsweise guten Tropfen, denn der ist für so geschickte Leute, wie Ihr einer seid, extra gewachsen und gekellert. Jawohl, das war das Gesetz, das allgemach von einem Staat zum andern neu aufkam, zugleich mit dem neuen Jahrhundert. Das war das Gesetz, das die alten Zünfte und ihre Fesseln abschaffte und dafür festsetzte, daß jeder das Gewerbe treiben konnte, wozu er Lust in sich spürte. Erst dieses Gesetz gab dem neuen Jahrhundert die Kraft nach innen und den Drang nach außen hin, die es nötig hatte, um es zu etwas zu bringen. Hätten die alten Zünfte noch bestanden — verlaßt Euch drauf, niemals würden sich Gewerbe und Handel in so frischer und fröhlicher Art entwickelt haben, wie sie es gethan; jede große Erfindung wäre gleich im Keime erstickt, denn worauf lief doch schließlich eine jede von ihnen hinaus? Darauf: das, was besteht, wieder abzuändern. Die alten Zünfte und Zunftgenossen waren aber gerade dazu da, das, was bestand, im großen und ganzen so festzuhalten. Nur zum Bessern im einzelnen, zum Ausbau der äußern Formen bis zu einem gewissen Grade, waren sie gut! Daher kommt's, daß zu ihrer Zeit die Kunsthandwerker so oben auf waren, weil das Kunsthandwerk im Wesen sich immer ziemlich gleich bleibt, während die äußere Form sich nur ändert. Der Dampf aber, die Elektrizität, die Eisenbahn und was weiß ich noch von all den hunderterlei Erfindungen und Maschinen — sie konnten die Zünfte nicht brauchen. Sie rannten und stampften alles über den Haufen, daß es nur so krachte und über Nacht in Trümmer ging. Daß gerade zu dieser Zeit nun das richtige Gesetz gemacht wurde, das Gesetz nämlich, wonach das Gewerbe frei wurde — das war ein ausnahmsweise geschickter Gedanke, wie man ihn im Grunde genommen den übergelehrten Rechtsgelehrten gar nicht hätte zutrauen sollen. Aber er kam und war da, und seinen Segen spürt jeder.“

„Na, na,“ meinte da Meister Fädlein, und es sollte ein Knurren sein, klang aber des feinen Stimm-

leins wegen, das der Meister nun einmal hat, nur wie ein zartes Piepsen.

„Aber Hinkende,“ sagte der Bürgermeister, der doch zeigen wollte, daß er rechtsverständlich sei, „es giebt doch wahrhaftig noch eine ganze Menge anderer Gesetze, die im 19. Jahrhundert erlassen sind und nicht weniger gut waren, zum Beispiel das Krankengesetz.“

„Au weh,“ machten da Killian der Hufschmied und Bohr der Brunnenmacher zu gleicher Zeit, als hätte sie eben einer derb auf den Fuß getreten.

Der Hinkende aber erwiderte: „Geht, geht, Bürgermeister, das mag ja auch ein ganz gutes Gesetz sein — zwei sah ich eben, die ein saures Gesicht dazu schneiden, als hätten sie statt Affenthaler Grüneberger zu sich genommen, — aber dem Gesetz auf die Gewerbefreiheit läßt es sich nicht an die Seite stellen; es ist ja ein Gesetz, das sein Gutes hat, aber solch frischen Zug, wie das Gesetz über die Gewerbefreiheit, hat es in Handel und Wandel nicht zuwege gebracht. — Und doch giebt's noch ein Gesetz, das



Wie die Löwen fielen da die Deutschen über die Welschen her.

auch etwas Gehöriges zu bedeuten gehabt hat, aber es liegt — um es gelehrt zu sagen — auf anderem Gebiete, nämlich auf dem der hohen Politik, das ist nämlich das neue Wehrgesetz, wie es zu Beginn des Jahrhunderts in allen deutschen Staaten zur Einführung kam; das war das Gesetz, das der preussische Staat in seiner argen Not auf sich nahm, um sich gegen den furchtbaren Druck zu wehren, den ihm der erste Napoleon von Paris aus auf den Nacken gelegt hatte. Nur 42000 Mann Soldaten — so hatte es Napoleon vorgeschrieben — durften die Preußen nach 1806 halten, und er dachte, das würde sie klein machen und nicht wieder aufkommen lassen. Aber da kamen noch Gescheitere als er auf den vortrefflichen Gedanken, das Militär von Grund aus umzuändern und von nun an alles zu den Fahnen einzuberufen, was nur tauglich war. Diese aber sollten nur kurze Zeit unter den Waffen gehalten und dafür dann wieder neue eingestellt werden. Auf diese Art und Weise sollte nach und nach das ganze Volk mit der Waffe vertraut werden, um im Notfalle aufzustehen, die Waffe zu ergreifen und sich auf den Feind zu werfen. Das war ein Gesetz, so neu und großartig, daß es sich einigermaßen neben dem neuen Gewerbesgesetz sehen lassen darf. Beide gehörten auch zu einander, wie der Deckel zum Topf; denn die Gewerbefreiheit gab dem deutschen Volke die Kraft nach innen, das neue Wehrgesetz aber die Kraft nach außen. Was das deutsche Volk sich durch seiner Hände Arbeit errang, das war ihm auf diese Weise

gesichert. Es gab keine Soldaten mehr, die sich für ein Handgeld, für gut Essen und Trinken und — schlechte Behandlung totschießen ließen, sondern jeder Bürger, der die nötige Kraft im Arme spürte, bekam seine Flinte in die Hand und schirmte mit eigenem Arm den Herd, den er und sein Nachbar sich errichtet hatten. Aus einem Volke, das sich um Geld von anderen verteidigen ließ, war im 19. Jahrhundert ein Volk geworden, das sich selbst wehrte und verteidigte — ein einiges Volk in Waffen!“

„Bravo! Bravo!“ schrie da alles und namentlich diejenigen, die des Kaisers Rock getragen hatten; geschwind tranken sie eines ertra in Gedanken an die schöne Zeit, die sie durchgemacht hatten.

„Und als sich,“ so fuhr der Hinkende fort, „nun einstellte, was seit 50 Jahren in der Luft gelegen, als es sich darum handelte, noch einmal mit denen da drüben über dem Rhein abzurechnen — weil etliche Posten bei der letzten Abrechnung übergangen worden waren —, da zeigte es sich noch ganz anders, als es sich schon 1813—1815 gezeigt hatte, was ein

Volk in Waffen zu sagen hat. Wie die Löwen fielen da die Deutschen über die Welschen her, und jeder rechnete für seine Person aufs ernstlichste mit jedem ab, der ihm als Feind gegenübertrat — ganz abgesehen von der großen Abrechnung, die von oben her mit dem dritten Napoleon und der ganzen großen Nation vorgenommen wurde. Ja, das war das 19. Jahrhundert, das zumal mit den Herren Franzosen ins Gericht gegangen ist,

für all den Jammer und all das Elend und all die Schande, die sie vorher auf Deutschland gehäuft hatten. Derwegen kann einer, wenn er die Sache durchaus durch die Brille der Herren Politiker anschauen will, vom 19. Jahrhundert auch noch etwas ganz anderes sagen, als das, daß es das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen ist: das 19. Jahrhundert ist danach auch das Jahrhundert Deutschlands; es ist die Zeit, wo Deutschland nach so vieler Schmach vergangener Zeiten wieder aufleben konnte, wo der Deutsche endlich wieder Geltung bekam; wo deutscher Geist, deutsche Sitte, deutscher Fleiß und deutsche Ware wieder zu Ansehen ringsum in der weiten Welt kamen; und das bringt uns jetzt auf die vierte Frage, die der Hinkende hiermit als Preisfrage aufstellt: Was ist wohl das wichtigste Ereignis des ganzen 19. Jahrhunderts gewesen?“

„Daß das Deutsche Reich gegründet worden ist,“ so rief eine ganze Anzahl von Stimmen laut übereinander, und als die einen es erst gerufen hatten, mengten sich auch noch alle anderen ein, die eine rechte Antwort auf die Frage nicht gewußt hatten.

Sie schrieten es nun aber um so lauter mit, um nur nicht als dumm zu gelten. Nur der Schwarzgeißbauer, ein wenig harthörig, wie er ist, verstand wieder nicht, was los war; er meinte schon, es wollten etliche miteinander raufen, weil so viele aufgestanden waren, und der Vorsicht halber griff er heimlich an den Schemel und probierte, ob wohl auch eins der Beine gut locker sei.

„Ja, so ist es,“ fuhr aber der Hinkende fort, „und da dem so ist, so wird auch die fünfte und letzte Frage ihre rechte Antwort finden, die Frage nämlich: Wer war wohl der größte Mann des 19. Jahrhunderts?“

„Das war Bismarck,“ so schrie nun alles laut und kräftig auf einmal in heller Begeisterung, und alles stieß miteinander an, — der Geißbauer aber wieder, der so obenhin verstanden hatte, es sei vom Bischof die Rede, hob sein Glas in die Höhe und schrie: „Er lebe hoch, dreimal hoch!“

Da aber setzte der Hinkende sich sachte hin und sein Auge ward feucht. Still ward es im ganzen Kreise, und jeder nahm bedenklich seinen Platz wieder ein.

Dann fuhr der Hinkende fort und sah dabei verlorenen Auges vor sich hin: „Ja, wir heißen es am besten doch wohl das Jahrhundert Bismarck's! Denn zu Beginn des Jahrhunderts ward er geboren und kurz, bevor es nieder tauchte in den unendlichen Nebel der Vergangenheit, schied er ab. Die Jahre aber, die er es als Minister und Kanzler mitdurchlebt hat, dröhnten wider von den

gewaltigen Schritten, die er machte. Wo er hintrat, da gab es einen Widerhall wie von Erz, und was er sagte und that, davon klang es, als ob ein ganzes Volk es gesagt und unternommen hätte: denn er war der echte, rechte, eigentliche Deutsche. Darum hat er's auch fertig bekommen, aus Deutschland all das zu machen, was daraus nur zu machen war. Alles, was nachkommt — und mag Deutschland weiterhin noch so groß werden, mag es ein richtiges Weltreich werden und einst alle Länder und Meere der Welt umspannen — wenn es hierzu kommt, dann ist auch all das auf Bismarck's Konto zu schreiben; er hat dem Reiche den Grund, er hat ihm die Stärke und hat ihm die Form gegeben, — was weiter kommt, ist nur der innere Ausbau und der äußere Abputz, wie dergleichen herzustellen schließlich auch andere fertig bringen. Bismarck aber kommen nur alle

1000 Jahre einmal auf die Welt, und bis wieder einer kommt, da könnt Ihr lange warten!“ —

Der Hinkende hatte sich in die Hitze und etwas außer Atem geredet; so setzte er ein wenig aus, und das benutzte der Ratschreiber und meinte mit vollem Bedacht: „Es ist doch eine lange Zeit, so ein Jahrhundert, was da nicht alles passiert!“

„Ja,“ so fuhr der Hinkende fort, „das ist nicht auszuschreiben. Zwölf Gelehrte könnten das nicht niederschreiben, und wenn sie ihr ganzes Leben lang nichts hätten, als mit ihrer Feder kriechen; denn in so langer Zeit geht es auf und ab mit den Völkern und Staaten, und jeder Tag bringt Neues. Zu Anfang des Jahrhunderts war der erste Napoleon oben auf. Er hatte gemeint, das Jahrhundert müßte gut anfangen, und hatte sich derentwegen zum Kaiser gemacht. Er war der mächtigste Mann Europas und der ganzen Welt. Er setzte Fürsten und

Könige ab, wie's ihm gerade paßte, und setzte neue auf den leer gewordenen Thronen ein; aber

die Herrlichkeit war bald zu Ende; sie brachten ihn zuerst nach Elba und, als er da austrat, endgültig nach Sankt Helena. Damit kam für Deutschland die Zeit des deutschen Bundes heran, die böse Zeit, wo Fürst Metternich sich auf den Napoleon ausspielte und gleich wie der alles aufgreifen und einstecken ließ, was ihm in den Staat und in die Welt nicht paßte. Die Zeit der Not war vergessen, die Zeit, wo die Fürsten in ihrer Angst die aller schönsten Versprechen gegeben hatten. Aber die Gedanken der neuen



Er setzte Fürsten und Könige ab, wie's ihm gerade paßte.

Zeit ließen sich nicht einsperren wie die Studenten; offen durften sie sich freilich nicht zeigen, aber innerlich wuchsen sie immer weiter, und in Frankreich zuerst, im Juli 1830, brachen sie durch; die Pariser revoltierten. Das versetzte etliche deutsche Fürsten gleich so in Schrecken, daß sie sich dazu verstanden, etwas ganz Besonderes einzuführen, eine Verfassung nämlich, wonach die Steuerzahler und Unterthanen auch ein Wortlein mitzureden hatten, wenn's was zu regieren und zu bezahlen gab. Dazumal war's auch, wo der erste und richtige Anfang gemacht wurde, alle deutschen Staaten wieder unter einen Hut zu bringen; es wurde der „Deutsche Zollverein“ aufgethan; die alten Schlagbäume, die bis 1834 noch aller Nasen lang quer über die Straßen gespannt waren, wurden umgehakt, und es gab nur noch eine Zollgrenze im Reiche, und die ging um ganz Deutschland herum. Das war

schon ein Anfang, aber es mußte noch ganz anders kommen; es mußte donnern und krachen; es mußte erst noch etliche gehörige Explosionen geben, bevor wirklich alles zum guten Ende kam. Das Jahr 1848 rückte heran und machte die Menschen voll und toll. Voll nämlich vorerst der schönsten und besten Gedanken, dann aber toll im Übermaß derselben. Es sollte eben alles von Grund auf umgekehrt und neu gemacht werden; schöner Gedanke, — aber die Menschen bleiben einmal dieselben, und Vollkommenes können sie nicht zuwege bringen; Menschenwerk ist und bleibt Stückwerk; aber es wurden wenigstens neue Ansätze zum Bessern gemacht. Es gab eine große Wahl im ganzen Deutschen Reiche, und überall wählten die Leute zur Nationalversammlung nach Frankfurt; bald kam auch der Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich angereist und schaute sich in Frankfurt um, was er zu verweisen hätte; aber leider gab es noch kein Reich, dazu gehörten noch ganz andere

Dinge. Die schönsten Beschlüsse, die sie in Frankfurt zu Papier brachten, brachten noch lange kein Deutsches Reich auf die Beine. Dazu gehörte vorerst noch eine ernsthafteste Auseinandersetzung mit allen denen, die im innern Herzen doch dagegen waren, und mit denen mußte Preußen noch abrechnen, weil die anderen Staaten die Lust und die Kraft dazu nicht in sich spürten. Oesterreich mußte erst noch hinaus aus dem deutschen Staatenbunde, und daß es dazu kam, dazu war's leider nötig, daß Deutsche wider Deutsche die Gewehre aufeinander anlegten. — Achtzehnhundertsechszig! O du böses schlimmes Jahr! Du allerbösestes von allen 100 Jahren! Der Wein war so ausnahmsweise gut geraten in diesem Jahre, aber in jedem Schoppen saß unten am Boden ein bitterer Tropfen, und der kam daher, daß ein Bruder auf den anderen geschossen hatte. Aber das Jahrhundert ging mit mächtigen Schritten seinen Gang weiter, und einige Jahre darauf — wie war da alles rein verwandelt: da stand ein Bruder Schulter an Schulter am andern, und zusammen ging's aus Nord- und Süddeutschland mit lautem Hurra in Feindes Land hinein, um nun auch noch mit dem lieben Neffen des ersten Napoleon eine Rechnung abzumachen, weil der's durchaus nicht anders hatte

haben wollen, weil er's nicht hatte leiden wollen, daß Deutschland wieder in die Höhe kam und einig wurde.“

„Zuch!“ machte da der Hansfrieder, „die Zeit hätten wir mitgemacht.“

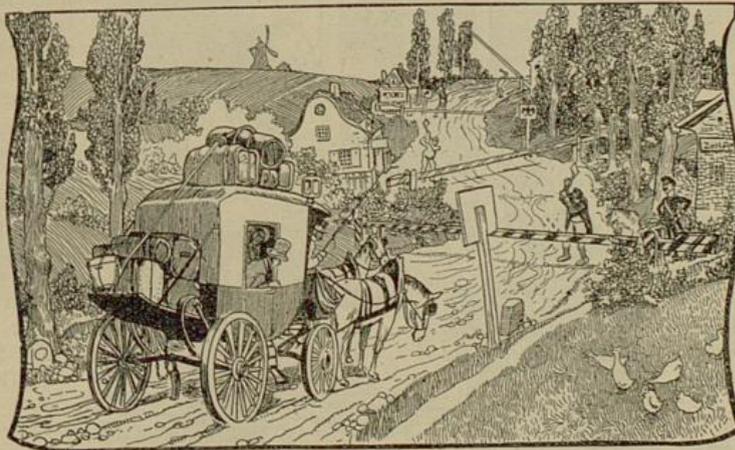
„Ja, macht nur Zuch! Ihr könnt alle von Herzen froh und stolz darauf sein,“ fuhr der Hintende fort, „Ihr, die das mitgemacht habt, denn jeder hat sein redlich Teil dazu beigetragen, daß die Sache so glücklich verlaufen ist.“

„Dem haben wir's eingetunkt,“ fuhr der Hansfrieder seelenvergnügt fort, „der vergißt 's Wiederkommen!“

„Ach, er ist ja auch schon längst nicht mehr da, und alle anderen sind dahin, auf die er's abgegehen hatte. Der alte Kaiser Wilhelm ist ins Grab gestiegen, Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke, Roon — alle, alle sind dahin; nur ihre Namen leben und ihr Wert besteht. Ja, es besteht schöner als jemals,

denn was sie alle zusammen geschaffen, das bleibt bestehen und hält stand noch viele, viele weitere hundert Jahre.“ —

„Schaut man sich nun weiter in der Welt danach um, was denn in der selben Zeit von hundert Jahren aus anderen Reichen der Erde geworden ist, da giebt's gar manch traurig Bild. Schon mit unserem lie-



Die alten Schlagbäume wurden umgehakt und es gab nur noch eine Zellgrenze.

ben Nachbarn, dem Herrn Oesterreicher, steht es schlimm. Seit der aus dem deutschen Gebiete hinausgewiesen ist, will es durchaus nicht mehr mit ihm gehen. Der Zank und Hader im Innern hört nicht auf, und nach außen hält sich das Reich nur, weil es sich an seine starken Nachbarn anlehnt, mit denen es doch einstmals so bitter gerauft hat. Schaut Ihr nun gar noch weiter hinaus in die Welt, so zeigt sich's, daß all die Völker, die noch mit den alten Römern zusammenhängen — weswegen die Gelehrten sie die „Romanen“ benennen — in dem letzten Jahrhundert so allgemach und durch die Bank sämtlich ins Wanken und Schwanken gekommen sind. Der Herr Nachbar dort über den Vogesen — so groß er im Anfang des Jahrhunderts war — so erbärmlich steht er jeztund da; er kann mit sich selbst nicht fertig werden und frißt sich noch höchstselbst auf. Die Spanier haben es erleben müssen, daß ihnen mit der Zeit all das schöne Land, das sie draußen in der Welt besaßen, abgenommen worden ist; die

Italiener haben zwar das Glück genossen, daß sie einig geworden sind, aber eine rechte Freude ist ihnen damit nicht zuteil geworden; das Volk ist durch die lange böse Zeit verarmt und wird so leicht nicht wieder aufkommen. Die Russen aber — allen Respekt vor ihnen; sie haben es fertig gebracht, in die Höhe zu kommen. Sie haben sich nach außen gewaltig in die Höhe geschafft und im Innern auch so ziemlich Ordnung gemacht. Daß von den Herrschern, die sie im 19. Jahrhundert gehabt haben, ihrer drei durch Mord umgekommen sind, ist freilich zu beklagen; aber das ist einmal so Landesbrauch dort, und keiner findet was dabei. Gar aber die Engländer! Was haben die ihre Zeit benutzt! Sie haben sich wirklich und wahrhaftig beinahe zu Herren der Welt gemacht! — Vor 100 Jahren waren's die Franzosen, heute sind's die Engländer. Keinen Erdteil giebt's, wo sie nicht ihre Hand darauf liegen haben. Ihre Flotte ist die erste der Welt; im Handel kommt ihnen keiner gleich — und keiner auch in der Unversfrorenheit, mit der sie immer neue Länder mausen und einstecken. Nur die Amerikaner bilden sich allgemach gleichfalls dazu aus; nachdem sie sich die letzten 100 Jahre über hübsch daheim gehalten haben, vermeinen sie jetzt, auch sie müßten hinaus in die Welt, um fremde Länder einzustecken. Mag's ihnen gut bekommen!" —

Der Hansfrieder, den hiebei der Hinkende so zufällig angesehen hatte, meinte, dieser hätte ihm zugetrunken, und höflich, wie er einmal ist, beeilte er sich zu rufen: „Euch auch, Hinkender, Euch auch!“

Der Hinkende lachte dazu, dann aber wurde er ernst, schaute sich um und sah nach dem Zifferblatt der alien Schwarzwälderuhr, die gerade über ihm ihren regulären Gang ging. „Noch knapp ein halbes Stündlein," sagte er, „und das neunzehnte Jahrhundert ist dahin.“

„Das ist schon im vorigen Jahre um dieselbige Zeit dahin gewesen," sagte da einer spitz dazwischen. Alles schaute sich um: Peter der Barbier war es, der das gesagt hatte. Er war nun doch noch in den Löwen gekommen, wiewohl er sich vorher dahin ausgesprochen hatte, aus wissenschaftlichen Gründen fernbleiben zu müssen.

„Aber Peter!" rief der Hinkende, „da seid Ihr ja und wolltet doch nicht kommen!“

„Ich hatte auch guten Grund dazu," erwiderte Peter der Barbier, „denn hier sollte ja der Rehraus vom 19. Jahrhundert gefeiert werden, und das weiß doch jeder, daß das 19. Jahrhundert schon ein ganzes Jahr herum ist.“

„Seht mir einer den an! Aber wiejo denn, Peter?"

„Na, das ist klar; es hat ja in allen Zeitungen gestanden. Die Gelehrten haben es bis aufs Tüpfelchen bewiesen, daß das neue Jahrhundert am 1. Januar 1900 und nicht am 1. Januar 1901 anfängt, und eben darum habe ich mich an dieser Feier hier nicht beteiligen können. Ich für meinen Teil bin schon längst im 20. Jahrhundert drin.“

„Somit wäre der Hinkende ein ganzes Jahr hinter Euch zurück," sagte lachend der Hinkende. „Peter, Peter, was habt Ihr Euch da wieder einmal von den Gelehrten in den Kopf setzen lassen!"

„Wiejo? Ist denn das etwa nicht richtig?" fragte der Peter, war aber doch schon ein wenig bedenklich geworden, denn was der Hinkende sagte, darauf hielt er große Stücke.

„Natürlich ist es nicht richtig, was Ihr da sagt und was die Gelehrten sagen, wenigstens etliche unter ihnen; die Mehrzahl ist genau so gecheit, wie der Hinkende selbst, und sie wissen, daß das 19. Jahrhundert erst dann ausgeht, wenn auch das letzte Jahr, das noch zu diesem gehört, um ist. Das letzte Jahr ist aber das Jahr 1900; dann erst sind die Zehner aus und damit auch die Hunderter. Ihr würdet

Euch schön bedanken, wenn die Müller-Kathrin Euch ein Duzend Eier verkauft hätte und hinten nach, wenn sie das Duzend Euch vorzählen soll, bei dem zwölften Ei mit einemmale Halt machen wollte. Aber Müller-Kathrin, so würdet Ihr doch sagen, gebt mir geschwind 'mal auch noch das zwölfte her, das gehört zum Duzend, erst mit dem zwölften ist das Duzend voll. In der nämlichen Weise gehört zum vollen Jahrhundert auch noch das hundertste Jahr dazu, und zum 19. Jahrhundert, wenn's wirklich aus und zu Ende sein soll, auch noch das ganze 1900ste Jahr. Das neue Jahrhundert, das zwanzigste, beginnt danach mit keinem anderen Tage, als mit dem ersten Januar des Jahres 1901. Nun wißt Ihr's und nun glaubt Ihr's wohl?"

Der Peter machte große Augen; die Geschichte mit den Jahrhunderten war ihm nicht ganz klar



Gebt mir geschwind 'mal noch das zwölfte her, das gehört zum Duzend.

Verbesserter und vollkommener
Evangelischer und Catholischer Kalender,
Genannt der

Sinkende Hoff.

Darinnen

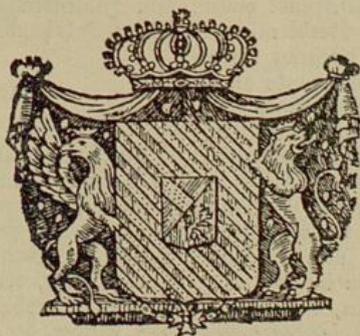
Die zwölf Monat, Natur und Eigenschaften
derselben, des Monds Ab- und Zunehmen, und andere gewöhnliche
Astrologische Verfassungen: darneben ein richtiges Verzeichniß der
Messen, Jahrmärkten, und andern curiosen Sachen.

Ubsonderlich aber eine

Gründliche Erzählung alles dessen, was sich vorhin, und
jetzmalen weiters in Deutschland, Frankreich, Holl- und Engell. ic.
auch sonst hin und wieder Merkwürdiges begeben und zugetragen, in
möglichst kurzer Form zu finden, und dem gemeinen Mann, welcher allzu theure gröfs-
sere Werke nicht kaufen kan, zu Gutem, nunzum 9ten Male heraus gegeben worden.

Auf das Jahr
MDCCCIX.

Mit Großherzoglich Badisch. allergnädigster Freiheit.



Lahr, zu finden bey Johann Heinrich Geiger. 1809.

aber mit den Eiern, das leuchtete ihm ein. Nein, so ließ er sich doch von der Müller-Kathrin nicht über's Ohr hauen.

„Man kann's ja auch an dem Hinkenden seinen Kalendern nachzählen,“ so meinte mit pfiffigem Gesicht der Ratschreiber.

„Richtig, Ratschreiber, genau richtig,“ rief da der Hinkende, „denn der Kalender geht ja mit dem Jahrhundert! Für das Jahr 1801 kam der erste heraus*) und jedes — fürs Jahr 1900 nämlich — was ist da für einer da? Der hundertste! Also ist auch das Jahrhundert erst voll, sobald das 1900ste Jahr erst wirklich und vollständig abgelaufen ist. Stimmt's, Peter, oder stimmt's nicht?“

„Donnerschlag, ja es stimmt,“ schrie da der Peter, der nun vollständig überzeugt war, sich aber darüber ärgerte, daß es mit seinen wissenschaftlichen Gründen wieder nichts gewesen war, „laßt mir meine Ruh!“

„Von Herzen gern, Peter,“ erwiderte der Hinkende, „aber um ein Haar wär's dabei zu spät geworden, und es ist doch noch zum Schluß des alten Jahrhunderts etwas ganz Besonderes zu sagen, das Euch alle, liebe Freunde, gar sehr viel angeht. Das aber betrifft unser allgeliebtes speciell's Vaterland, das schöne Badnerland.“

Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren; der Löwenwirt steckte seinen dicken Kopf zwischen den anderen Köpfen hindurch und in die Tafelrunde hinein, um nur ja nichts von dem zu überhören, was der Hinkende noch zu sagen hatte; die Frau Löwenwirtin aber wischte sich geschwind die Hände an der Schürze ab und kam hurtig vom Schenktisch herzu.

„Ja, unser gesegnetes badisches Land betrifft es,“ fuhr der Hinkende fort, „denn dieses Jahrhundert ist das erste, das unser teures Vaterland in der Verfassung, in der es heute ist, hinter sich hat. Als das vorige Jahrhundert die Thür hinter sich zumachte, war das Land Baden noch ein zartes kleines Pflänzlein. Wie Ihr daheim im Garten so ein Pflänzlein unter dem Topf haltet, daß ihm nur ja kein rauhes Lüftlein ankommt, so deckte unser Baden dazumal noch fürsichtig der Kurfürstenhut. Das neue Jahrhundert aber brachte ihm eine gar gute, gedeihsame Witterung; da hat sich das Pflänzlein geredet und gestreckt. Es ist gar fürtrefflich ge-

*) Wie der Kalender in seinem ersten Jahrzehnt ausschaut, das mag der geneigte Leser an dem Blatte erkennen, das wir auf Seite 43 hingeseht haben; es ist dies ein naturgetreues Konterfei des damaligen Titelblattes.

sehen, und bald strahlte über ihm anstatt des bescheidenen Kurhutes — es aufs beste schirmend und während — die großherzogliche Krone. Mag darunter unser Land auch im neuen Jahrhundert aufs fröhlichste so weiter gedeihen wie bisher, zur Freude Deutschlands und zum Stolze aller, die zu Baden gehören!“

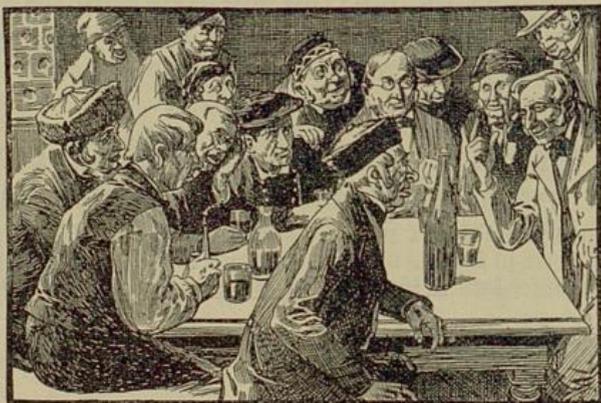
Der Hinkende hatte sich erhoben und mit ihm die ganze Tafelrunde. Was gab es da für ein fröhliches Klingen der Gläser: „Unser badisches Land soll leben, hurra! und unser Großherzog, hurra, hurra!“

Mit einemmale aber ward es still, denn die alte Schwarzwälderuhr hatte zum ersten Schläge der Mitternacht ausgehoben; ein Schlag um den andern tönte laut und scharf durch des Löwenwirts Gaststube.

„Da ist es, das neue Jahrhundert!“ rief der Hinkende. „Mag es allerwegen nur Gutes bringen! Mag es die streitenden Völker auf immer vereinen und mag es keinen Krieg zu Gesicht bekommen.“

Der Kalender aber wird munter weiter gemacht. Ein Jahrhundert hätte er hinter sich, nun kommen die anderen dran.“

Damit trank der Hinkende seinen Schoppen leer und nahm freundlichen Abschied von allen. Als er in die Kutsche stieg, rief ihm Peter der Barbier wieder verhöhnt nach: „Wir danken auch schon für die freundliche Belehrung,“ und der Löwenwirt lästete sein Käpplein und rief dem Hinkenden noch nach: „Auf Wiedersehen im 20sten Jahrhundert!“



Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren.

Die Auferstandenen.

Eine Ostererzählung von Ludwig Stark.

Am letzten Oster Sonntag in der ersten Sonnenfrühe lagen unweit des Weges, der hinunter ins Neudorf führt, zwei verdächtige Gestalten. Gewiß! Die lagen nicht gerade da in bester Absicht hinter dem Busche am Berghange verborgen. Der ältere war ein Sechziger, der jüngere etwas mehr als ein halb-wüchsiger Bursche von achzehn bis neunzehn Jahren. Die Kleider der Wegelagerer, halb städtisch, halb bäuerisch, waren nur oberflächlich in stand gehalten, nur gerade, daß die Haut nicht sichtbar war; die Gesichter sprachen von Unglück und Arbeitsunlust, von Ärger und Verbitterung zugleich. Besonders im Gesichte des Alten lag eine starke Herbheit wie von einem fest gefaßten Entschlusse.

„Satt hab' ichs!“ sagte der Alte in branntweinheißerem Tone und gab sich kräftigen Faust- und

Ellenbogenruß. „Und anders werden muß 's; ist's nit im Guten, so dann im Bösen!“

Der Junge, der auf einem Steine hockte, den Ellenbogen auf dem Knie, den Kopf auf die Faust gestützt, machte dazu unwirsch: „Hm!“ —

Dann schwiegen sie wieder beide, indem jeder den angeregten Gedanken auf seine eigene Weise bei sich weiter spann.

Sie hatten einst bessere Tage gesehen, die zwei, wenigstens der Alte, der Vater, denn der Junge war noch ein ganz kleiner Bube, der nichts davon verstand und empfand, als bald nach dem Tode der Mutter durch Mißernte, Brandunglück und auch durch des Vaters eigenes Verschulden dieser soweit zurückgekommen war, daß er sein Bauerngüttele hatte im Stiche lassen müssen. Dieses letztere lag etwa fünf Stunden weiter drin im Gebirg und hatte viele Jahre

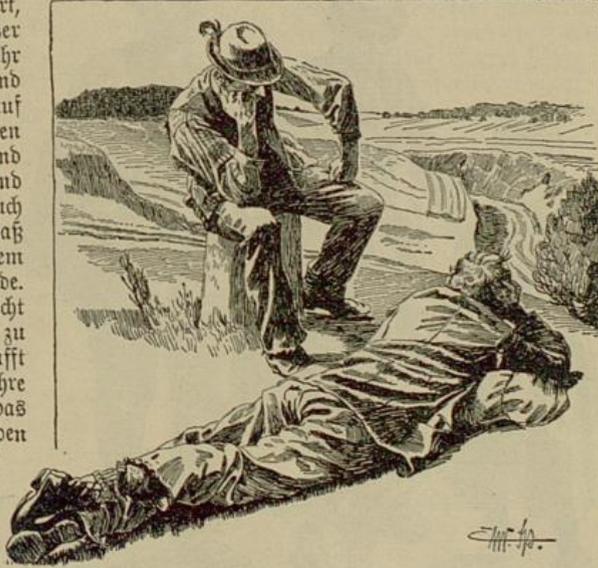
seinen Mann ernährt, trotzdem sein Besitzer manchmal etwas mehr für seinen Trunk und hinter den Karten auf dem Wirtstische liegen ließ, als gerade gut und nötig gewesen war. Und der Bauer hatte sich auch so daran gewöhnt, daß die Wirtschaft von seinem Weib versehen wurde. Hätte sie sich nur nicht ganz zu Schanden, zu Tode gesorgt und geschafft und nur ein paar Jahre noch gelebt, dann wäre das Unglück wohl abzuwenden gewesen; dann hätte auch die damals erst fünfzehnjährige Tochter leicht an Stelle der Mutter treten, ja, bei ihrem resoluten Wesen sie ganz ersetzen können! — Aber es sollte nicht so kommen; dem Hofbauern starb das Weib zu ungelegenster Zeit; der Matthies kam vom Hof ganz auf den Hund, und er war schnell bei der Hand, das Schicksal allein für alle ihm widerfahrene Unbill verantwortlich zu machen. Er verbiß sich in dem Gedanken, daß er unendliches Unglück gehabt hätte, während er es doch zum Teil selbst verschuldete, ward immer verbitterter und verstockter und so auf dem natürlichsten Wege bald ganz ein Lump.

Seine Tochter, die fünfzehnjährige Leni, war vom Schlage der Mutter, das heißt: rechtschaffen, fleißig, energisch. Nicht zweimal wollte sie sich daran erinnern lassen, daß sie groß und stark genug sei, um sich den Lebensunterhalt selbst erwerben zu können. Sie war gegangen, hatte schnell einen guten Dienst bekommen und auch einigemale von sich Gutes hören lassen, bis auch sie ihre, von kindlicher Anhänglich-

keit zeugenden Nachrichten, als sie gänzlich unberücksichtigt blieben, fortzusetzen unterließ. Der ehemalige Bauer Matthies ging fort als Tagelöhner und Steinbrucharbeiter, seinen fünfjährigen Jungen der Gemeinde überlassend; er zog hierhin, dorthin. Ab und zu tauchten wohl gute Vorfälle in ihm auf, wenn er sich seiner schönen Kindheit, Jünglings- und Ehezeit erinnerte. Die Anfälle aber gingen immer bald vorüber.

Die Jahre vergingen. Des Matthies Bub, der Martin, entwuchs der Schule und wurde dem Vater eines schönen Tages wieder zugestellt. Der Alte hätte nun wohl alle Ursache gehabt, sich auf sich selbst und seine Vaterpflicht und -liebe zu besinnen; aber er faßte die Sache anders auf; er wollte sich in dem Jungen einen gefügigen Genossen für seine schlechten Streiche heranziehen, einen, der ihm gehorchen und

seine verdorbenen und verderbten Ansichten über die „schiefe geordnete Weltordnung“ in sich aufnehmen mußte. Der Matthies hatte indes mit dem Buben doch nicht so ganz leichtes Spiel. Denn dieser — wenn auch noch nicht charakterstark genug, um dem Vater und dessen so erbärmlichen Lebensgrundsätzen gegenüber andere, bessere Ansichten durch die That zu vertreten — setzte diesem doch einen gewissen Widerstand entgegen, mit dem der Alte nicht so leicht fertig wurde. Das verdroß den Matthies nicht wenig! Vier, fünf Jahre waren sie



„Eatt hab' ich's, und anders werden muß 's.“

so mittsammen durchs Land gezogen, nirgends that's mit dem nunmehr durch die Lebensweise auch noch entkräfteten Alten lange gut, und den Jungen wollte dieser wieder nicht allein gehen lassen, weil der Martin doch leichter Arbeit bekam oder behielt und dann den Vater, wenn auch nur notdürftig, mit erhalten konnte. — Aber sie waren schon überall berüchtigt. Feldarbeit schmeckte dem Alten nicht; der Lohn war zu gering und der Reid quälte ihn obenein zu sehr dabei, — er war ja selbst einmal ein Bauer gewesen und hatte Knechte gehabt! — Kurz, mit der Feldarbeit war's nichts. Sie gingen mehr in die Steinbrüche, — dazu war aber der Alte schon zu schwach, und im Winter geht's da auch stille zu. Nach der langen letzten Frostzeit hatten sie aber in einem großen Bruche wieder Arbeit gefunden, — der Alte für eine Woche, der Junge für deren drei. Während der letzten von diesen konnte der Alte indessen seine Unruhe schon nicht mehr be-

meistern, und es war ihm ganz erwünscht, als der Bruchverwalter des Vaters wegen auch dem Sohne Feierabend bot, weil er fürchtete, daß die beiden unruhigen Köpfe ihm die übrigen Arbeiter verderben würden. Woher nun aber neue Arbeit bekommen?

Die beiden hatten fast schon bei allen Brüchen und Werken der Nachbarschaft vorgesprochen, und wo sie noch nicht waren, da kannte man sie bereits genügend, und sie konnten sich die Mühe der Nachfrage ersparen. Vier Wochen waren sie schon brot- und arbeitslos gewesen an jenem Sonntage, an welchem unsere Geschichte spielt. Die wenigen Groschen des letzten Lohnes waren aufgebraucht, und der Bettel des Alten, an dem sich der Junge nicht beteiligen wollte, brachte nicht viel. Feldarbeit gab's noch nicht. Mißmutig und hungrig saßen sie hinter jener Hecke am Abhang, und nur in die Empfindungen Martins, des Jungen, schlich sich mit dem Frühgeläute der Festtagsglocken ein wärmeres Gefühl; er dachte an die früheren Oftertage, die er in seinem stillen Pfarrdorf verbracht hatte. Was sollte denn nur aus alledem werden? Denn es war klar, der Vater war schon so weit, daß er sich mit Gewalt verschaffen wollte, was ihm auf dem Wege der Arbeit und des Bettels versagt blieb. Was thun? Den Vater verlassen — oder mit ihm zu Grunde gehen?

„Red doch einen Ton!“ murkte Matthias nach einer Pause, während welcher er umsonst eine Äußerung seines Buben über seinen halbversteckten Vorschlag, „im Bösen“ was zu verrichten, gewartet hatte.

„Thu halt, was d' magst!“ erwiderte da der Junge in derb unwirschem Tone, „ich weiß nichts mehr! 's best' wär' freilich, du gingst heim in die Gemeind'! Ich findet meinen Weg dann allein; mir brauch' mein Lebtag keiner mit saurer Mien' 's Gnadenbrot z' reichen.“

„So? Und ich soll's hinunterfressen, meinst? das schlechte Brot von den prohigen Bauerngichtern, die sich sonsthin oft genug bei mir haben bedanken müssen! — Lieber stehlen, oder gar einen heimlich niedermachen, von dem ich weiß, daß ihm was zu nehmen ist!“

„So thu halt, in Teufes Namen, wie du magst; schlechter wie jetzt kann's uns schon nimmer gehen!“

Da läutete es wieder im Pfarrdorf drüben; die Bauern gehen mit den mit Körben versehenen Weibern und Dirnen fromm und still ihres Weges nach ihrem eine halbe Stunde entfernten Dörschen zurück.

„Da wär' mancher drunter, der leicht was missen könnt', wär's auch nur gegen den heutigen Hunger und Durst, — aber ankommen kann man ihnen nicht, wo ihrer so viele sind!“ so knurrte der Alte halb für sich.

Der Junge sagte gar nichts mehr. —

Nahezu leer war bereits der Weg, so weit man ihn übersehen konnte. Da kamen zwei Kinder daher, ein Mädchen von etwa sechs und ein Knabe von kaum fünf Jahren. Schön sauber waren sie gekleidet. Sie trugen zusammen an einem mäßig großen Korbe, den sie von Zeit zu Zeit niederstellten, um zu rasten und mit den Händen beim Tragen abzuwechseln.

„Die haben sicher, was wir brauchen,“ hob der Alte wieder an; — „nirgends ist jemand zu sehen; langsam sind ' auch; geh hinunter und nimm den zwei Schnecken ihre Last ab, — wir haben genug dann für etliche Tag!“

„Geh du,“ antwortete der Bub, „ich mag nichts von der Sach' wissen!“ Aber er erhob sich doch zugleich mit dem Vater, wie willenlos und vom Hunger gereizt, und beide stiegen hinab, den Kleinen entgegen.

Wiederum war es der Alte, der den Angriff auf sich nahm und mit gut geheuchelter Freundlichkeit die Kinder anredete: „No, wo hinaus geht's denn schon in aller Herrgottsfrüh mit dem Korb voll Zeug? Ha!“

„Heimwärts!“ antwortete das Mädchen ahnungslos. „Wißt's denn Ihr nit, daß am Oftersonntag Kost und Trunk geweiht wird für die Feiertag'? Da ist Fleisch und Butter, Eier, Brot und Wein drin. In der Kirch' waren wir und sind ein wenig spät dran, weil der Korb gar so viel schwer ist und wir so oft rasten müssen. Geht Ihr den gleichen Weg, dann, bitt schön, helst uns ein Streckl tragen, daß 's schneller geht!“

Martin, des Alten Bube, schaute betroffen die Kinder an.



Wie willenlos gingen die beiden Großen neten und hinter den Kindern her.

„Hör, Vater,“ sprach er halbleise, „hör doch, wie das Dirndl red't, und schau ihr nur in die Augen! Mir wird angst, ich weiß selbst nit, warum.“

Der alte Matthies fuhr ohne weiteres fort: „Wohin gehöret ihr denn und warum seid ihr allein so früh zur Weihmeß' gängen?“

„Weil d' Mutter krank ist, weil wir ein kleines Brüderl gekriegt haben. Und morgen ist Tauf und Martin soll's heißen. Vom nächsten Dorf sind wir!“

Nochmals erschrak des Matthies Bub, ohne daß der Alte nur durch eine Miene gezeigt hätte, daß er an dem erschreckten Staunen seines Sohnes teilnahm.

„So? Martin? Und wie heißt denn du? Sag's schön, dann trag' ich dir auch ein Stück den Korb!“

Bereitwillig gaben die Kinder diesen in die Hände des Alten und sehr eifrig sprach der Kleine: „Ich heiße Matthias; der Großvater, sagt die Mutter, hätt' so g'heißen. Und die Mutter heißt Leni, und der Vater ist der Würznersepp und hat Acker, Wald, Wief' und Vieh grad genug. Die Dirn ist bei der Mutter blieben, und wir sind doch groß und können schon allein zur Kirch' und —“

— und ich heiß' Marie,“ fiel die Schwester ein, „wie die Großmutter! So, jetzt wißt Ihr alles und jetzt tragt uns den Korb sein recht weir!“

Nun auch sah man an dem unstätigen Blick des Alten, daß in seiner fast vertrockneten Seele noch ein schwaches Leben war, das sich zu rühren begann. Er hielt einen Augenblick inne in seinem langsamen Schritt. Jetzt sah er die Kinder fester an und hielt sich darauf beschattend die Hand über die geschlossenen Augen, gleichwie einer, der sich gut auf was Besinnen möchte.

Wie willenlos gingen die beiden Großen neben und hinter den Kindern her; es war, als hörten und sähen sie nichts mehr. Die Sonne erwärmte im Aufsteigen die frische unbewegte Luft; die Knospen an Büäumen und Sträuchern waren am Aufspringen, und aus den Zweigen sang der Fink sein lustiges „Witwit dicitur!“ Es war ein Frühlingmorgen, wie ihn der liebe Gott zur Feier der Auferstehung und des Wiedererwachens seiner Schöpfung nicht schöner hätte werden lassen können.

Völlig wie gedankenabwesend legte der alte Matthies seine freie rechte Hand auf der kleinen Marie Blondköpfchen und strich ihr das glatte Haar; ein wehmütiger Ausdruck mischte sich seinen herben Zügen bei; — er zog das Mädchen leicht und zagend an sich. Dann blieb er stehen, stellte den Korb nieder und hob mit beiden Händen den kleinen Matthias in die Höhe. Seine matten Augen erglänzten.

„Ob's dennoch gut werden kunn't?“ fragte er halblaut vor sich hin. Es mußte was Schönes in seinem Gemüte vorgegangen sein — der alte Lump sah ganz plötzlich, trotz der Fressen an seinem Leibe, festtäglich und hoffnungsfreudig aus. Sein Sohn trat ihm näher, er stützte den Alten und nahm den Korb; er verstand jetzt alles.

„Glaubst, daß dein Vater einen Knecht brauchen kunn't, einen rüstigen, fleißigen, weißt, der aber im

vornhinein ein Stück Geld begehrt, um sich und dem Alten da ein Gwand zu schaffen?“ so fragte nach einer Pause im Weiterwandeln der Marlin die kleine Marie.

„Da frag ihn selber!“ sagte diese, „dort kommt er grad aus unserm Hof und auf uns zu!“

„Ob's dennoch gut werden kunn't?“ So hatte der alte Matthies gefragt, als am Ostersonntagmorgen auch sein verbittertes altes Herz noch einmal Auferstehung feiern durfte. Es ist gut geworden. Seine Leni war's ja, die hatte als eine brave, saubere Magd den jungen Würznerbauern geheiratet gehabt und dieser hat an jenen Ostern seinen Schwager Martin als Knecht und den Matthies „zur Prob“ als Beihelfer für die Bäuerin ins Haus genommen. Lang hat die Prob' freilich nicht gedauert, denn der „Ahn!“ ist schon zu Herbst ein stiller Mann geworden. Das lange Stromerelend und der jähe Wechsel seiner Lage hatten ihn rasch morsch und stumm gemacht. Schade, er hat sich brav gehalten und das Kinderwarten an seinem jüngsten Enkel wieder ganz ordentlich erlernt gehabt. —

Und der Martin? Nun, der war ja im Kern von gesundem Holz und jung, und er hatte noch in seiner aller schlimmsten Stunde gesagt: er fänd' seinen Weg allein und ihm brauch' sein Lebtag keiner das Gnadenbrot zu reichen! Nein, es ist das nimmer nötig geworden.

Das Weichtgeheimnis.

Ganz dahinten in einem Zinken lebte Hans mit seiner Marie glücklich und zufrieden. Pechschuhe, Zwilchhosen und Jacke, eine Suppe mit Knöpfle, hie und da ein Stückle Speck mit Sauerkraut, ein Rühle dazu und Erdäpfel — das war zur Erhaltung seines Lebens und seiner guten Laune vollkommen genügend.

Alle diese Dinge aber hatte er ja zur Genüge. Im Stall standen auch drei Kühe und eine Geiß; die Hühner legten ihm fleißig Eier; zwei duftige Matten und einige Neckerchen Land trugen bei fleißiger Pflege und Bebauung soviel, daß er im Winter ganz getrost mit seiner Marie am Ofen sitzen und in aller Gemütsruhe den Schneeflocken zusehen konnte, die um sein Häusle herumwirbelten. Nur an Samstagen ging er in die Stadt, um Eier und Butier und andere Produkte seiner Wirtschaft an den Mann zu bringen und dagegen Erddl, Kaffee, Cichorie und andere Spezereien mit heimzunehmen. Diese Samstage — ja, das waren die Glanzpunkte seines Lebens; denn da erlaubte er sich ein Viertel Wein, ein saures Leberle und einen Wecken. Poß tausend! — wie ihm das schmeckte! Und damit auch die Marie an seinem Glück ihr Teil habe, kaufte er jeweils eine Cervelatwurst und einen großen Wecken extra und brachte ihr diese mit heim.

Viele Jahre war das so seinen Gang gegangen; der Hans und seine Marie — ohne Kinder und

weitab vom Gewühle der Menschheit, ganz auf sich angewiesen — genügten einander vollkommen.

Da feierte der Tannenbuckbaschi seine Hochzeit mit des Rubelhanse Kätter, die schon längst einen Mann hatte haben wollen, aber ihrer krummen Beine und ihres laubstetigen Gesichtes wegen nicht besonders begehrt worden war. Jetzt war sie am Ziel, jetzt bekam sie einen Mann, und wenn er auch nicht der schönste war — es war doch ein Mann, und drum sollte es etwas hoch hergehen.

Die Kätter war mit dem Zinkenhanse und seiner Marei weitläufig verwandt, und drum wurden diese zur Hochzeit geladen und kamen auch. Auf dieser Hochzeit tanzte die Zinkenhansebauernin, weil der Zinkenhanse nicht konnte oder mochte, immer mit dem Besentoni, einem Lustibus erster Güte. Der Bursche tanzte wie verrückt, brachte die Zinkenhanse von einer Aufregung in die andere, und als sie des Nachts mit ihrem Hans heimging, kam ihr dieser auf einmal ganz widerwärtig, dumm, wüst und eckig vor, und sie gab ihm keine oder nur verwoorene Antwort; der Besentoni aber saß breitspurig in ihrem Herzen.

Am nächsten Samstag, als der Hans in der Stadt war, machte Toni der Zinkenhanse seine Staatsvisite, wodurch sie sich sehr geehrt fühlte. Hink bereitete sie ihm einen Eierkuchen, setzte ein Gläsle Schnaps dazu und — bewirtete ihn auch sonst nach der Möglichkeit. Das wiederholte sich so alle Samstage, und der gute Hans, der Abends die Wurst und den Wecken brachte, hatte keine Ahnung davon,

daß derweilen ein Marter in seiner Hütte eingekehrt war. Eines Abends aber bekam die Marei die Kolik; sie krümmte sich wie ein Wurm und meinte, es sei Matthäi am letzten.

„D je, Hans,“ schrie sie, „i mueß sterbe, hol mer au d'r Herr, aß i no bichte ha!“

„Säll wird nit viel helpe, Marei. E Stund isch's bis zur Kirche. Bis i hört bi, d'r Pfarver gweckt ha und bis mer mitenander do sinn, goht's drei Stund. Sieder chönntsch du sterbe-n und verderbe und ohni Bicht.“ Aber die Bäuerin wollte partout beichten und schrie und schrie in einem Stück nach dem Herrn Pfarver. „Waisch was?!“ sagte da endlich der Hans. „Im Notfall isch 's Tausen erlaubt, so wird's mit em Bichte wol au si. Bicht du mir! Stirbsch nit, so isch's rächt, und 's Bichte schadet nit; stirbsch aber, he nu, derno hesch bichtet und dunnsch doch nit in d' Höll.“

Die Marei wollte erst nicht recht dran, als aber die Gedärme immer mehr sich verwickelten und die Schmerzen immer unerträglicher wurden, glaubte sie nicht anders, als daß ihr Ende da sei, und aus Furcht vor Teufel und Hölle verstand sie sich endlich dazu, zu beichten.

Der Hans zog also den Vorhang vors Bett vor, setzte sich dahinter und sagte: „So, Marei, jetz sang a; vergiß, aß ich d'r Ma bi; denk nur, d'r Pfarver sib do!“

Die Marei beichtete also, wie sie's gewöhnt war: erst Kleinigkeiten, lässliche Sünden, dann immer gröbere, schließlich stockte sie und kam nicht weiter. Der Hans aber merkte, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe, und redete ihr zu „Marei,“ sagte er, „bicht ufrichtig und ehrlich, de waisch, wie's d'r goht, wenn d' unwürdig bichte thuesch. D'r Tüfel holt di enanderno, wenn d' stirbsch!“

Das wirkte. Unter einer Flut von Thränen gestand Marei dem Sepp, was sie mit dem Besentoni gehabt, und bat mit steinerweichenden Worten um Verzeihung, Absolution und heilsami Bueß.

„Des sollsch ha,“ schrie der Pseudopfarver ganz wild und sprang auf, „des sollsch ha, bigottis!“ Und mit diesen Worten packte er die Marei und würgte, drückte und knetete sie ganz fürchterlich im Bett herum, daß sie meinte, nun wär' wirklich 's letzte Stündlein da. Aber es kam anders. Das Würgen und Kneten war ihr gerade heilsam gewesen. Alle die bösen und giftigen Stoffe in ihrem Körper waren untereinander

geraten und hatten sich herausgemacht. Die Kolik war weg, wenn die Marei freilich auch am ganzen Körper grün und blau war.

„So,“ sagte Hans, als er des Schlagens müde war, „d' Bueß hesch, und i hoff', aß d' e Zit lang dra denksch. Wenn i die Sache nit in d'r Bicht erfahre hätt, i thät di zum Loch us werse. So aber mueß i no still si derzue und schwiige. Denn us d'r Bicht darf me nit schwäke. Aber wenn i d'r Besentoni emol atriff bi d'r, derno sinner g'lieferet, alli beidi! Verstande?“

Die Marei hatte es verstanden. Als der Toni am Samstag wieder kam, waren alle Thüren verriegelt, und die Marei rief ihm zum Fenster hinaus, er solle sich augenblicklich formachen, sie wolle nicht noch einmal halb totgeschlagen werden seinetwegen. Und der Toni ging und kam nicht wieder.



Der Hans zog den Vorhang vors Bett vor und sagte: „So, Marei, jetz sang a.“

Der Mann im Grund.
Von Maximilian Schmidt.



In einem Ausläufer des alpenreichen Wendelsteins liegt, nach Westen zu, in einer Höhe von über elfhundert Meter eine umfangreiche grüne Hochebene, welche „Zu den Aßen“ genannt wird. Zwei Berg-

höfe, Vorder- und Hinterassen, befinden sich dortselbst; sie sind die höchstgelegenen im bayerischen Hochlande. Von dieser Hochebene aus erheben sich, noch etliche hundert Meter höher, der kleine und der große Riesenkopf, die beide eine gar prächtige Aussicht gewähren.

Aßen und Riesen! Die Riesen waren bei den alten Deutschen die ewig anstrebenden irdischen Naturkräfte, die Aßen oder Götter aber die Gewaltigen des Himmels. Die Aßen und Riesen waren in fortwährendem Kampfe miteinander; deshalb endet nach dem Glauben der alten deutschen Völker der Kampf der Dinge in der Welt niemals, weil jede Kraft auf Gegenkräfte stößt, bis die Götterdämmerung, der Weltuntergang, eintritt, indem die Urgewalten der Natur, die Riesen, ihre Fesseln brechen und die Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, diese Himmelslichter verschlingen, worauf dann ein furchtbares Erdbeben folgt, das alle Ketten und Bande der Welt zersprengt.

* * *

Auf den weiten Almen der Aßen strahlt die Sonne am ersten, wann sie über die östlichen Berge heraufsteigt; und wann sie wieder zur Rüste geht, dann sendet sie ihre letzten Strahlen grüßend hinan zur reichgelegneten Bergenebene. So sind da oben „Wum und Weid“ ganz besonders bevorzugt, und die Aßenbauern, welche diese zwei höchsten, uralten Heimstätten bewohnen, sind unter den Alpenbauern vielleicht die reichsten im ganzen Königreich Bayern.

Für ermüdete Wanderer giebt es dort, namentlich am Vorderassen, Stärkung jeglicher Art, da der Hof auch Einkehrhaus ist, aus dessen tapezierten Zimmern man bequem die Aussicht auf das Innthal, die gegenüber liegenden Berge und nach Süden hin auf das großartige Kaisergebirge genießen kann. Vor dem alten

Großes Volksfesten für 1900.

Bauernhose aber stehen Tische und Bänke; eine ältliche Wirtschafterin bedient die ankommenden Gäste mit Speise und Trank und stets heiteren Reden, denn das Glend vom Thal steigt nicht soweit hinan; leicht wie die Bergluft ist da oben das Gemüt der Menschen.

Die Sonne war dem Untergange nahe. Auf den Bergen zeigten sich schon die Vorboten, indem sich die ersteren in violette Gewänder kleideten und goldene Kämme auf ihre Scheitel steckten.

Da schritt, vom Geschroffe des Riesenkopfes kommend, ein Mann wie ein wahrhaftiger Riese daher, mit elnem Gesichte, in welchem schon die Falten des Alters sichtbar waren, mit einer Ablernase, struppigem, graumeliertem, lang herabhängendem Vollbarte und großen, funkelnden Augen. Diese wurden durch eine große, alte Hornbrille, die einfach mit Bindfaden hinten aufgebunden war, geschützt. Die Kleidung des Mannes bestand in einer schmutzigen grauen Joppe und einer kurzen Lederhose, welche in Folge langen Gebrauchs in allen Farben spielte und so starr geworden war, daß sie bei jedem Schritte an die Knie klapperte. Vom zerknitterten Hut hingen lange, zersekte Hahnensedern herab.

Um die Schultern trug der Mann einen alten Lederranzgen und auf dem Rücken ein Bündel Reifsig und frisch geplückte Kräuter. Den eisenbeschlagenen Bergstock steckte er neben den schweren Bergschuhen fest in den Boden.

Am Aßenhose angekommen, schlug er mit dem Bergstock auf den Tisch vor dem Hause, warf sein Rückenbündel auf die Bank und wischte sich, nachdem er den Hut abgenommen, den Schweiß von der Stirne.

„Ja, der Besenbinder-Karl,“ sagte Tresei, des Aßenbauern schon bejahrte, aber stets muntere Wirtschafterin. „Was is gfalli?“

„Bring mir a Glas Enzian, — aber koan Fingerhuat voll — so, daß 's der Müah wert is, und a Kaasl mit an Stückl Brot.“

„Glei sollst es habn,“ erwiderte die Hauserin und eilte in das Haus, aus welchem sie alsbald wieder mit dem Gewünschten zurückkam, worauf sie dieses mit einem „Gsegn's Gott“ vor den Mann hinstellte.

Dieser tunkte das Brot in den Schnaps und erst, nachdem er einen Bissen gegessen hatte, nahm er einen kräftigen Schluck zu sich.

„Was hast denn da wieder für Kräuter zammgsuacht?“ fragte Tresei. „Is's denn wahr, daß d' Zaubertrankln draus macha kannst?“

„Wer sagt denn dös?“

„No, halt d' Leut sagn's.“

„Was wissen denn d' Leut? Muaf denn überall a Zauberei dabei sein?“

„No, ma sagt halt, daß deine Trankln a verschiedentliche Wirkung hätt'n.“

„Natürli habn's dös, so guat wie dei' Enzian da. Der wärmt di innawendi und macht wieder lebendi, wennst no so müad bist, und er is aa grad aus Wurzen gmacht. So hat halt a jeds Ding, dös in der Natur wachst, sei' Bstimmung. Nix giebt's,

dös zu nix nutz is. Aber wissen ihuan's halt d' Leut nit, seln nit die Gstudierten in der Stadt drin. Die Wunder, die in der Natur verborgen san, find't nur der, der in der Natur lebt und eindringt in ihr Walten, — aber dös verstehst du nit."

Der Mann trank seinen Enzian aus, und Tresei beeilte sich, ihm das Glas wieder zu füllen.

"Dös kost't nix, Karl," sagte sie, als sie das wiedergefüllte Glas vor ihn stellte, „aber du muaszt mir erzähl'n, wie so du auf alles kömma bist, und — leicht, daß i dir an Gfall'n ihuan kann mit ebbs, was i dir nacha anvertraum will."

„Hast ebba gar an Liabs-handl, wo i mein Rat dazugebn soll?“ fragte Karl lächelnd.

„Natürli, i wär ja in die besten Jahr dazua,“ meinte Tresei lachend.

„I sag dir's nacha schon, aberz'erst mücht i wissen, auf welche Weis' du dös woru bist, was d' jekt bist. Du woaszt, i halt was auf di und hab in letzter Zeit oft zu dein' Besten gred't, wenn d' Leut über di räsonniert habn.“

Aber was nuzt's, wenn ma nix gwiß woast."

„Meinthalben!“ sagte der Mann.

„Es is so schön und friedli da herobn bei dir, daß i mi gern a Weil da verhalt, und wenn's dir taugt, laßt mi im Heustadel übernachten.“

„Na, na, du kriegst schon a Bett,“ versprach Tresei.

„Bleib nur da; es gfreut mi.“

„I hon in koan Bett gschlafn, so lang i dent,“ entgegnete der Besenbinder, „und in meine alten Tag will i's aa nimmer gwöhna.“

„Ja, ja, du bist a bsunderer Mensch,“ meinte die Wirtschasterin.

„Aber a Nachtesen wirst nit ver-

schmacha (verschmähen); d' Kuchldirn richt scho was z'amm. Derweil aber — weil ma grad so alloa beisamm san und der Bauer erst spät hoamtömma wird vom Petersberg auffa, erzähl mir von dein' Leb'n.“

Der Mann entsprach ihrem Wunsche, nahm einen Schluck vom Enzian und erzählte alsbald, woher er war und wie es ihm bisher ergangen im Leben.

Arme, ehrliche Besenbinderseheleute zu Haidhausen bei München waren



Ernst Waagner

seine Eltern gewesen. Mit sechs Jahren verlor er seine Mutter. Er besuchte die Volksschule zu Haidhausen; doch mußte er dazwischen mit seinem Vater hinauswandern in Wald und Auen, Besenreiser sammeln, um Besen zu binden. Wohl schmerzten ihn seine nackten Füße, wenn er, auf dem dornigen Gestrüppe und den rauhen Wurzeln einherwandernd, Besenreiser suchend, mit seinem Vater auszog; oft hatte er nicht ein Krümchen Brot, um seinen Hunger zu stillen. Dabei war er ein eifriger Schüler und las mit großer Leidenschaft alles,

„Ja, der Besenbinder-Karl,“ sagte Tresei. „Was ist gfall'n?“

was ihm der Lehrer an Jugendschriften und Märchen überließ. Er bereitete sich mit andern Mitschülern zur Aufnahme in die Lateinschule vor, denn für die lateinische Sprache zeigte er eine ganz besondere Gabe. Indessen — sein Vater starb, und die Not trieb ihn dazu, schon mit zwölf Jahren das Brot selbst zu verdienen. Seine Besenbinderkunst und sein frühzeitiges Erzählertalent sollten ihm dies ermöglichen. Er verhandelte seine Besen und erzählte dabei seinen Abnehmern allerlei Geschichten, alte oder

oft selbst erfundene Märchen, und so fand er so leidlich sein Durchkommen bis zum sechzehnten Jahre.

Nun lernte er einen Schäfer kennen, bei dem er vier Jahre lang diente. Karl nannte diese Zeit sein „Studium im Buche der Natur“. Aus einem alten Kräuterbuche lernte er alle Pflanzen und Blumen kennen und nach ihrer Verwendbarkeit schätzen. Er wußte sie ebenjogut in lateinischer wie in deutscher Sprache zu benennen, und die Beobachtung, welche der junge Bursche in dem, andern Menschen unverständlichen, Leben und Weben der Natur machte, ließen ihn das ungebundene Leben in derselben so verlockend erscheinen, daß er sich nicht mehr entschließen konnte, in die Stadt zurückzukehren.

Im Gegenteile. Nachdem er sich vom Militär glücklich freigespielt, zog es ihn weiter hinaus in die Freiheit. In einem unweit von München, nahe bei Fürstenseldbrunn gelegenen großen Walde baute er sich mit Erlaubnis des Eigentümers, des Brandbauern von Buch, eine einfache, einem Blockhaus ähnliche Hütte. Durch Steinklopfen, Besenbinden und Sammeln von heilsamen Kräutern für die Apotheken verschaffte er sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt. Die Bauern der Umgegend sorgten zwar ohnedem für diesen Unterhalt, da er ihnen an den langen Winterabenden die Zeit mit seinen Erzählungen angenehm verkürzte, denn er hatte eine ganz besondere Gabe, sich mit allen geschichtlichen und sagenhaften Begebenheiten einer Gegend bekannt zu machen.

Karl hielt trotz seines Naturlebens etwas auf sein Äußeres; stets sah man ihn reinlich und ordentlich gekleidet, niemals verlumpt; seine Gestalt war hoch und kräftig, seine Gesichtszüge markig; große, dunkle Augen, eine gebogene Nase, ein schwarzer Vollbart und lange schwarze Haare waren sein eigen. Seine Haut war von Wind und Wetter gebräunt. Sein Mund besaß eine hübsche Reihe schneeweißer, kräftiger Zähne, die beim Sprechen zwischen den frischen vollen Lippen nur so durchblitzten. Eine graue Zoppe, ein mit Federn geschmückter Hut, ein grobleinenes Pfoad (Hemd), das Hals und Brust frei ließ, eine lange, blaue Zwilchhose und feste Schnürschuhe, so war in der Regel sein Anzug. Er trostete sozusagen von Gesundheit; das Waldleben stärkte ihm Körper und Geist.

Wenn er des Morgens früh erwachte, erwartete ihn schon ein Waldkonzert. Da piepte die Kohlmeise, stöte die Amsel, plapperte der Star, schlug die Drossel, und aus dem grünen Busch hallte frisch und klar der Finkenschlag. Der neugierige Specht hämmerte lustig in die rauhe Rinde, und tief aus grüner Kühle drang des Kuckucks Ruf. Das Eichhorn sprang mit tollen Sprüngen von Ast zu Ast, und das Häslein lauſchte ängstlich am Saume des Waldes. Kein Mensch auf Gottes weiter Welt fühlte sich da so glücklich in seiner Freiheit wie der Besenbinder Karl. —

Nun kann es nicht fehlen, daß der hübsche Bursch hin und wieder auch Eindruck auf diese oder jene seiner Zuhörerinnen machte; ja es war kein Wunder,

wenn das sogar bei der einzigen Tochter des reichen Bauern der Fall war, dessen Waldhüter er nun machte; denn die Liebe fragt nicht nach Stand und Ansehen, — flugs ist sie da. Zu schauen war das Mädchen wie ein Knelein des Waldes, schön war sie wie die Rose des Waldes, und Augen hatte sie so tief und blau wie die Seen des Waldes. Edi war ihr Name. Sie war benannt nach der heiligen Edigna, deren Gebeine in der Kirche zu Buch, nahe bei Kaiser Ludwigs Sterbeplatz, ruhen. Die Heilige war die Tochter König Heinrichs I. von Frankreich. Wie die Legende verkündet, verließ die fromme Prinzessin auf höhere Eingebung Haus und Eltern, ja ihr Vaterland und zog auf einem mit Rindern bespannten Wagen über den Rhein in das rauhe, waldige Germanien. Sie führte einen Hahn und ein Glöcklein mit sich, und wo der Hahn krächte oder die Glocke läutete, da wollte Edigna bleiben. Als nach langer Pilgerfahrt die Königstochter durch den Wald bei Buch kam, da krächte der Hahn und tönte die Schelle, und Edigna nahm in der Höhlung einer ungeheuren Linde ihren Aufenthalt. Unter Gebet und Bußübungen verlebte sie fast fünfunddreißig Jahre in der Ede; dann starb sie am 26. Februar 1109. Ihre Gebeine wurden von jeher hoch verehrt, und viele Wunder geschahen am Grabe der Heiligen. Das wunderbare Glöcklein aber wird heute noch in der Kirche zu Buch gezeigt. — — —

Die schöne, blonde Edi ward während des Heuens in der Waldwiese von einer Kreuzotter in die Wade gebissen. Laut aufschreiend vor Schrecken und Schmerz lag sie am Boden. Unter den Arbeitern, die herumstanden, war auch der Besenbinder-Karl. Er besann sich nicht lange, bat Edi, ihm zu vertrauen, näherie seinen Mund der Wunde und saugte das Gift aus derselben aus. Schließlich drückte er einen Kuß auf die wunde Stelle, was ein Zauber sei zur schnellen Heilung — wie er sagte. Hierauf wusch er mit reinem Quellwasser die Wunde aus, legte einige Kräuter, die er rasch am Saume des Waldes gepflückt, darüber und machte mittels Edis Halstuch einen Verband.

Edi dankte in herzlicher Weise, und als sie sah, daß ihres Helfers Lippen von ihrem Blute noch gefärbt waren, sagte sie: „Karl, wasch dir mit 'n Wasser mei' Blut vom Mund.“

„Warum nit gar wegwaschn,“ erwiderte Karl. „Dös muß 'n andern nach.“ Und er leckte es rasch mit der Zunge weg. Dann setzte er lachend hinzu: „In alten Nitterbüchern hab 's freili oft glesn, daß ma damit Swalt über 'n andern kriegt, wenn ma sei' Blut trinkt. Aber — hab foa Angst, — i bin ja nur an arma Besenbinder.“

Angst hatte Edi nun wohl keine, aber es war ihr doch gar eigen zu Mute. Sie konnte dies alles nicht mehr vergessen, und fast war es ihr, als hätte er ihr mit dem Gift auch einen Teil ihrer Seele ausgesaugt. Lange Zeit suchten sich beide nur mit den Blicken, — diese redeten eine deutliche Sprache. An einem Fastnachtstage aber, da beide maskiert und

den andern unkenntlich waren, ging ihnen der Mund über, wo das Herz so voll war, und beide wußten nun, daß ihre Herzen einander gehörten; das Blut hatte wirklich dem armen Besenbinder Gewalt über das reiche Mädchen gegeben.

Und nun wandte sich Ebi vertrauensvoll an ihre heilige Namenspatronin und bat sie um ihre Beihilfe, das Herz des Vaters zu erweichen, damit er den Herzensbund der beiden segne. Aber der Abstand zwischen einem Besenbinder und der reichen Bauerntochter war so gewaltig, daß selbst die Heilige die Klust nicht zu überbrücken vermochte, und der Tag, an welchem der Vater von dem Verhältnisse erfuhr, war auch der letzte, den Karl in seinem Dienste und auf dem Hofe zubrachte.

Karl hatte die Geliebte nicht wieder sehen können. Doch erhielt er von ihr einen Zettel mit den Worten: „Du bhältst Gewalt über mich, so lang ich leb', und meine halbe Seel zieht mit dir, wohin du auch gehst. Gott behüt dich für alle Zeit! Deine bis in den Tod getreue Ebi.“

Karl mußte zum Wanderstabe greifen und ging aufs Geratewohl dem Gebirge zu.

Die Wunder der Bergwelt nahmen ihn so gefangen, daß sich sein Gram um die verlorene Ebi nach und nach milderte. Viele Jahre arbeitete er als Holzknecht in den Staatswaldungen; endlich trieb ihn aber der Wunsch, sein eigener Herr zu sein, wieder von der Arbeit fort, und er suchte sein Unterkommen abermals durch Schnitten von Bergstöcken, Sammeln von Kräutern und Binden von Besen; in der Sommerszeit aber machte er den Bergführer, da er mit der Zeit die ganze Umgebung des Wendelsteins bis zu seinen Ausläufern ins Innthal genau kennen gelernt hatte. Dabei war er der glücklichste Mensch unter der Sonne; nur wenn er auf irgend eine Art an Ebi erinnert wurde, da legte es sich bleischwer auf sein Herz.

Einmal zog es ihn wie mit unsichtbaren, aber festen Fäden zu dem Mädchen hin. Er hatte in den sechs Jahren seines Fernseins nichts mehr von Ebi gehört und ihr auch keine Botschaft zukommen lassen. Nun plagte ihn plötzlich die Neugierde, wie sich ihr Schicksal wohl gestaltet habe, ob sie eine reiche Bäuerin oder noch ledig sei. Unerkannt wollte er sie nur einmal noch von weitem sehen.

Er ließ sich seinen schönen Vollbart abnehmen und die langen Locken schneiden, nur den Schuurrbart behielt er. In Oberländerkleidung wanderte er dann nach dem Ammersee und von da der sanft fließenden Amper entlang, um sein Ziel zu erreichen. Durch grünes Wiesenland und zwischen wogenden Laubwaldungen dahinschreitend, kam er in die Nähe des uralten und sagenreichen Dorfes Schöngesing. In einem weiten Thale, von dichten Fichtenwäldern umsäumt ruht der sonst unbedeutende Ort auf den Grundmauern der alten Römerfeste Ad Ambras, dem Übergangspunkte der Römerstraße über den hier gar reißenden Fluß.

Der Weg führte den Burschen an der sagenreichen

römischen Sunderburg vorüber, auf deren Resten Graf Friedrich von Dießen, der Sohn des berühmten Rasso von Andechs, ein Schloß erbaute, welches der Sage nach mit Mann und Maus versank. Böse Mächte haben nun ihre Hand auf die unterirdischen Reichthümer gelegt, und selbst dem geschicktesten Geisterbanner ist es bis jetzt nicht gelungen, sie zu heben. Hier hausen die Hoimännlein, welche in der Dunkelheit die Heimkehrenden necken und von denen Karl manchen Schabernack zu erzählen wußte.

Es war inzwischen bereits dunkel geworden, als er sich dieser Stelle näherte. Er hatte sich Zeit gelassen, da er nicht bei Tag durch Schöngesing gehen wollte, weil er fürchtete, von diesem oder jenem doch erkannt zu werden. Auch war es ihm, als hörte er vom Dorfe her die Klänge einer Tanzmusik an sein Ohr schallen. Wahrscheinlich fand dort eine Hochzeit statt, und er überlegte, ob es überhaupt nicht besser sei, die Nacht außerhalb des Ortes zu verbringen. Es war eine laue Sommernacht; er setzte sich unter eine breitstäufige Buche. Vom weiten Wege ermüdet, überfiel ihn unwillkürlich der Schlaf. Plötzlich ward er durch einen Ruf aufgeweckt und er vernahm deutlich die Worte: „Karl, Karl, i kimm!“

Was war das? Rasch sprang er auf. Sollten ihn die Hoimännlein necken?

Da hörte er denselben Ruf: „Karl, Karl, i kimm!“

Beim Sternenlicht glaubte er eine Gestalt an dem Ufer der nahen Amper dahineilen zu sehen, und wieder hörte er sie rufen: „Karl, dei' Ebi kimm't zur Hochzeit!“

War das nicht Ebis Stimme? Ein Schrei, ein Fall ins Wasser folgten unmittelbar darauf. Pfeilschnell eilte er zum Ufer. Er sah in der Flut eine dunkle Stelle, — das mußte sie sein. Ohne sich zu besinnen, sprang er hinein, und des Schwimmens wohl kundig, erreichte er in wenigen Augenblicken die bereits leblose Unglückliche. Er ergriff sie mit starker Hand und brachte sie ans Ufer zurück. Alles war das Werk einer halben Minute.

Es war wirklich Ebi — Ebi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte. Sie schien leblos.

Karl wußte wohl, wie man mit scheinbar Ertrunkenen umzugehen hatte. Rasch riß er ihr das eng anliegende Nieder auf, und die hierauf angewendeten Wiederbelebungsversuche schienen von Erfolg zu sein. Bald kam sie zu sich.

„Was is's?“ fragte sie mit schwacher Stimme, nachdem sie Karl mehrmals beim Namen gerufen.

„I bin bei dir, Ebi,“ erwiderte Karl. „Bei mir bist, — i bin's, der Karl.“

„Karl, du?“ rief Ebi, sich rasch aufrichtend und ihn mit großen Augen anstarend. „Ja, ja, du bist es; du bist der Karl!“

„I hab di aus 'n Wasser zogn, Ebi,“ half er ihrem Gedächtnis nach.

„Karl, laß mi bei dir!“ bat das Mädchen, beide Arme um den Hals des Mannes schlingend. „I fürcht mi vor dem Hochzeitler, den's mir aufzwinga habn, i haß 'n. Mei' ganz's Herz ghört dir, Karl,

du hast mei' halbe Seel mitgnomma, verlaß mi nit!

Nun glaubte Karl alles enträufeln zu können. Das Mädchen lag wiederum ohnmächtig in seinem Arm.

Geschrei und Rufe vom Dorfe her wurden hörbar. Männer kamen mit Laternen dem Ufer entlang heran. Karl nahm das ohnmächtige Mädchen auf seine kräftigen Arme und trug es den Ankommenden entgegen.

„Wo is d' Hochzeitlerin?“ hörte er die Leute fragen.

„Da bring i's,“ sagte Karl. „Aus der Amper hab i's aufgezogn.“

„Is's tot?“ fragte der herbeieilende Hochzeitler.

„Na, na, nur ohnmächtig; sie wird si bald wieder erholn. Aber nur schnell mit ihr in guate Pflieg. Wohin soll i's tragn?“

„Zum Wirt würi!“ rief der mit andern herbeigekommene alte Vater, der Brandbauern von Buch. Und ohne sich weiter um die andern zu kümmern, lief Karl mit der Kranken dem Wirtshause zu. Dort befand sich alles in der größten Aufregung. Als Karl mit dem anscheinend toten Mädchen ankam, kreischten die Weiber laut auf. Er aber rief:

„Schnell, wo is denn a Stubn mit an Bett?“

Die Wirtin hieß ihn folgen und eilte die Treppe hinauf, gefolgt von mehreren Weibern. Sie sperrte eine Stube auf, und Karl legte die teure Last behutsam auf ein bereitstehendes Bett.

„Arms Deandl!“ sagte er, „unser Herrgott bschüt di!“ Zu den anwesenden Weibern aber sagte er: „Macht's, daß's die nassen Kleider vom Leib bringt, reibt's ihr Brust und Gesicht, und wenn's wieder zu sich komma is, gebt's ihr a warm's Getränk oder

an Brantwein und laßt's es dann in Fried; es hat weiter koa Gjahnis.“

Dann warf er noch einen langen Blick auf die Ohnmächtige. Diese schlug jetzt plötzlich die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf Karl. Kaum hörbar sprach sie seinen Namen. Er nickte ihr freundlich zu und ging rasch davon.

Der Name „Karl“ wurde derweilen aber auch unten in der Wirtsstube und im Hausflur, wenn auch weniger zärtlich, ausgesprochen.

Einer der Hochzeitsgäste hatte den Besenbinder richtig erkannt, als er die Braut die Stiege hinauftrug. Kaum hatte Edis Vater, der Brandbauer, diesen Namen gehört, so stieß er einen Fluch aus. Der Hochzeitler, ein braver Bursche, wurde von wilder Eifersucht erfaßt und wutentbrannt über den Friedensstörer. Jetzt schien ihm alles klar. Der Besenbinder hatte mit geheimnisvollen Mitteln die Hochzeitlerin ange lockt. Dabei war diese ins Wasser gefallen und der Vagabund hätte sie sicher geraubt, wenn man nicht rechtzeitig dazu gekommen wäre. „Manna, halt's z'amm!“ rief der Bräutigam. „Durchghaut und außighaut wird er, daß eam



Es war wirklich Ebi — Ebi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte.

's Brautstehl'n für sei' Lebta vergeht.“

Sofort waren einige dazu bereit, andere, die etwas ruhiger dachten, meinten dagegen, daß das ein schlechter Dank wäre für die Lebensrettung der Braut und Tochter.

Indessen versorgte sich die erste Partei bereits mit allen möglichen Knitteln und Stöcken und stellte sich im Hausflur auf, um den Besenbinder, sobald er die Stiege wieder herabkomme, gleich in Arbeit

zu nehmen. Die Gegenpartei wollte aber eine solche Dummheit und Undankbarkeit nicht zulassen, und so kam es zwischen den beiden Parteien zum Streite. Dem Wortgefecht folgten Hiebe und alsbald entstand eine regelrechte Kauferei, bei welcher der Bräutigam die meisten Schläge davontrug. Manches Unglück hätte entstehen können, wäre nicht durch ein paar Gendarmen rechtzeitig ein Ende des Kampfes herbeigeführt worden. Derjenige aber, um dessentwillen gekämpft wurde, war inzwischen durch die Frau eines Häuslers veranlaßt worden, eine von der Galerie aus in den Hof führende Stiege zu benutzen, um sich in der ihm wohlbekannten Hütte des Häuslers Toni einstweilen vor den Aufgeregten zu bergen und in Sicherheit zu bringen.

Die Häuslerin reichte ihm vor allem frische Wäsche und Kleider ihres Mannes, damit die seinigen getrocknet werden konnten, und während sich Karl umkleidete, machte sie ihm Kaffee, denn sie merkte wohl, daß den Burschen fröstelte. Die unerwarteten äußern und innern Eindrücke hatten den baumstarken Naturmenschen doch auch nicht wenig erschüttert. Er schlürfte den warmen Trank mit Begierde und fühlte sich alsbald behaglicher.

„Iß nur!“ sagte die Frau. „I kann scho nachtragen. Du hast es wohl verdeant, — hast die arm' Eidi vor an Selbstmord bewahrt. Aber schier möcht i sagen, es wär für die arm' Haut besser, wenn's nix mehr wisset von der Welt.“

„Was is's mit der Eidi?“ fragte Karl gespannt; „i woaß no nix Rechts.“

„Mei, was is's? Ihriga Vater is halt a rechte Diebschädl, und da hat's gegn ihren Willn 'n reichen Amperbauer heiraten müassn. 's Deandl is seit sechs Jahr, sagu's, scho recht tieffinni gwen, sie hat si alleweil einbild't, sie hätt grad a halbe Seel — und die Heirat hat's erst ganz rabiat gmacht.“

„Und woaß ma's, warum's tieffinni worn is?“ fragte Karl.

„Natürl woaß ma's,“ entgegnete die Frau. „Es hoast, du hättst ihr's antho, du hättst ihr 's Blut ausglaugt und — mei, i halt gar nix auf die Dummheiten, aber dös muuß i scho sagen, ganz merkwürdi is's scho, wieso du grad heunt daher kimmst und 's Deandl dir zualaufst, und sie hat do loa Wörtl gwußt, daß d' unterwegs bist, konträr, 's hat scho lang verlauf', du bist im Tirolischen drin gstorbn. Woaßt, Karl, i muuß mi über mi selm wundern, daß i mi nit fürcht vor dir.“

„Dazua bist du z' gscheit. Aber merkwürdi is's scho. I glaub selm, daß 's mehr is als a Zuafall, was mi daher triebn hat, grad heunt, und grad an dös Fleckl, wo si d' Eidi —. Woaßt, es giebt halt no gar viel auf der Welt, was d' Menschen no nit begreifen. Ahnungen giebt's gwiß, denn nix anders war's als a Ahnung, di mi hertrieb und die wieder d' Eidi mir entgegenführt hat. Aber daß i der Eidi ihre halbete Seel sollt ausglaugt habn, dös is nix als a kranke Einbildung von dem Deandl. Und — i woaß nit — mir is jetzt grad — als schwindet was

aus mir furt, — mir is ganz woanerli z' Muat, — i woaß nit — ganz eigentüml is mir.“

„A Fieba hast halt,“ meinte die Frau; „wär loa Wunder.“ Und sie schickte sich an, Karls Schale von neuem zu füllen.

Karl stützte den Kopf in die Hand.

„Wenn i abergläubisch wär,“ dachte er, „glaubet i's wirkli, daß d' Eidi ihre halbete Seel von mir zrudgholt hat — und ihra ganze Seel grad jetzt zum Himmi fliegt —“

Die Häuslerin störte ihn aus seinem Brüten auf.

„Da trink no a Schaln Kaffee, dös stärkt di!“ sagte sie. „Wer woaß, wenn's d' um a paar Tag ehnda kömma wärst —“

„Nur um an Tag,“ unterbrach sie Karl, „und wenn i gwußt hätt, was i jetzt woaß, da hätt's loa Hochzet gebn mit 'n Amperbauer. Aber so bin i z' spät dran, und was gschegn is, kann nimmer ungschegn gmacht wern.“

„Du hättst halt damals nit glei Reißaus nehma solln, wie di der Brandbauer aus seiner Hütt'n jagt hat. Wärst in der Näh bliebn, hin und wieder giebt's a guate Glegnet (Gelegenheit), sein' Willn durchz' sehen, wenn er aa hoch is.“

„Du hast scho recht!“ stimmte Karl bei. „Bleibn hätt i solln, — im schlimmsten Fall wär i mit ihr auf und davon. Aber i hab mi halt alleweil z' gring ghalt'n und i hätt's aa nit übers Herz bringa könnn, dem Deandl was Unrechts anz'raten.“

Nun klopfte es an den Laden, der Häusler Toni meldete sich. Die Frau öffnete ihm die Hausthüre, und der Mann trat in ziemlich betrunkenem Zustande ein.

„Toni, was giebt's Neu's?“ fragte ihn Karl.

„Was wird 's gebn? Suach'n thuan's di, dachslagn wolln's di, weißt es mit 'n Teufel haltst. I möcht dir's nit raten, daß d' di beim Tag sehgn laßt.“

„Wie's mit der Eidi geht, möcht i wissn.“

„Guat geht's ihr, — recht guat, — gar nix thuat ihr mehr weh, und mäuserlstaad is's.“

„Toni!“ rief Karl sich erhebend, „red deutli! Is's ebba gar —“

„Ja, gar is's mit ihr,“ unterbrach ihn der Häusler.

„Der Herr geb ihr die eni Ruah!“

„Also gstorbn?“ fragte der Bursche erbleichend.

„Du sagst es, und du bist schuld dran, sag'n die dumma Leut.“

„Arms Deandl!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

Er sprach geraume Zeit kein Wort mehr. Der Häusler hatte sich bereits in seine Schlafkammer begeben.

„Karl,“ sagte die Frau, ehe sie ihrem Manne folgte, „i hab dir a paar Decken auf d' Ofenbank glegt und an Polster. Rast aus. Dei' Gwanta am Herd draus is scho trocken. Wenn i dir guats Mats bin, geh morgen vor Sunneaufgang furt von da, es könnt dir sunst was passieren. Gen d' Bosheit und d' Dummheit kannst nit leicht aufsumma, und

es is gar bequem, andern d' Schuld an an Unglück zuaz'schiebn, dö's ma selm verschuldt hat. Der Edi z'liab geh wieder furt, und unser Herrgott segn dir dein' Weg."

"Ja, ja," erwiderte Karl, „der toten Edi z'liab thua i nach dein' Willn. Sieh ihr du statt meiner an Weihbrunn und streu ihr Bleameln außs Grab. I laß dir scho was da dafür. I hab's halt dennerst gspürt, wie ihra Seel gen Himmel gflogn is, und i moan, sie hat an guat Teil von meiner Seel mitgnomma. Jetzt ghört's mei' und bleibt mei'."

Wie's mir treu blicbn is bis zum Tod, so muaz i ihr aa treu bleibn, so lang i leb, und in der andern Welt wird uns nix mehr trenna."

Mit dem ersten Grauen des Morgens griff Karl zum Wanderstabe. Lange blickte er wie in stilles Gebet versunken nach dem Hause, in welchem seine geliebte Edi lag, und schritt dann der Amper entlang südwärts dem Hochgebirge zu.

II.

Nach langem Hin- und Herwandern stieg Karl eines Abends vom Wendelstein über die Arzmoosalpe zu Thal. Da gelangte er an den prächtigen Wasserfall, welchen der durch ein Felsenthor brechende Förschenbach bildet. In mächtigem Bogen stürzt der stäubende Strahl hinunter in den sogenannten „Grund“, eine von saftigen Bergträutern erfüllte, kleine, von zerrissenen Felsenwänden umschlossene, grüne Waldfläche. Auf den mit Moos bewachsenen Steinen wuchert grünes Tannengebüsch, in dessen Zweigen mit Vorliebe die Walddrossel zum Tosen des Wasserfalls ihre Triller schlägt. Wild und zugleich anheimelnd ist es hier.

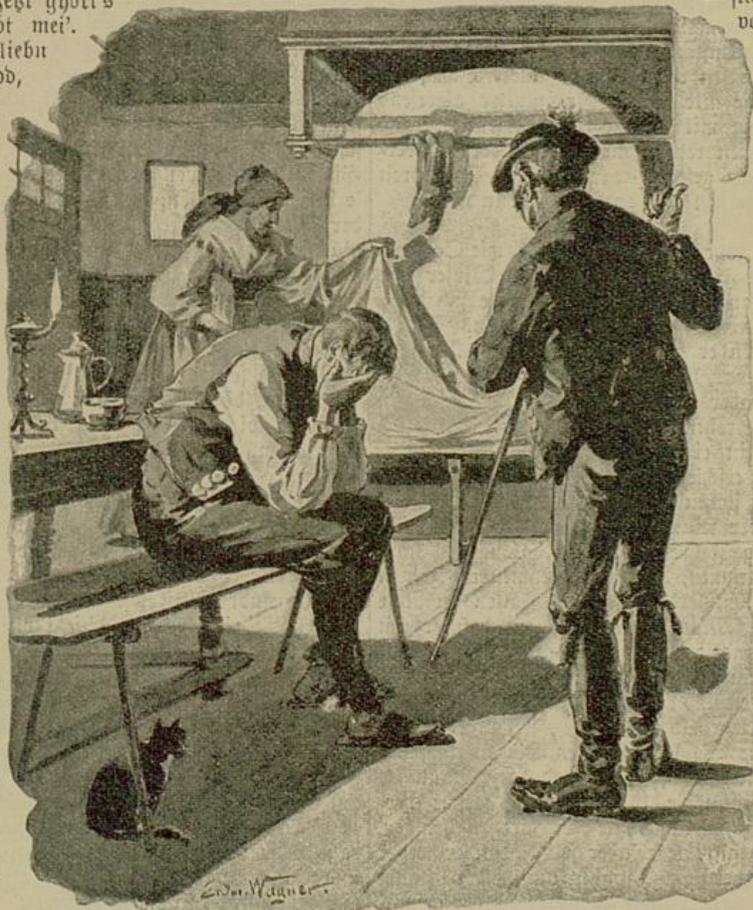
Dem Besenbinder-Karl war es, als ob hier zum

erstenmale nach jener fürchterlichen Nacht in Schöngesing die Ruhe über ihn käme. Stundenlang lag er auf dem Rasen und lauschte dem Rauschen der sich überstürzenden Wasser und dem Gesange der Drossel, zu der sich das Weibchen gesellt hatte, bis sich beide nach Sonnenuntergang auf dem nächstbesten Zweige der Ruhe überließen.

„Wie schön habn's die Vögeln!“ sagte er sich. „Ihr könnt's bleibn, wo's euch grad behagt, seid neamd Rechenschaft schuldig; wenn's euch gern habt's,

— fliegt's auf und davon, koan Stand und koa Ansehn giebt's bei euch, und euer Lebensucht findt's, ohne euch z'plagn. Ihr seid's nit abhängig von den Menschen, wist nix von Liab und Haß. Wie is der Frieden da so schön! Da bleib i,“ sprach er entschlossen, „da will i leb'n, bis d' Edi mei halbe Seel zu sich holt. Findt 's Gschöpf im Wald sei' Lebensucht, so seht mir's aa an nix. Ringsum san Keiser, da wern Besenbunden, daß 's a Freud is. Und so schlag i da mei' Felsenschloß auf!“

Sofort ging er daran, sich unter der sogenannten Teufelswand zwischen Steinblöcken aus Moos und Ästen eine Höhle zu bauen. Um jedoch seinen Bau nicht umsonst zu vollenden, ging er andern Tags nach dem etwa eine Stunde entfernten Degerndorf, einem Orte, in dessen Flur die Höhle lag, und erhielt vom Gemeindevorstand die Erlaubnis, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Karl führte nun das reinste Naturleben. Er ging mit den Vögeln zu Bette, d. h. auf seine Waldfreie, und stand mit ihnen auf. Er sammelte Keiser, band Besen, schnitzte Bergstöcke und Pfeifenstopfer und suchte heilkräftige Pflanzen. In den nahen



„Arms Deand!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

schon Steinblöcken aus Moos und Ästen eine Höhle zu bauen. Um jedoch seinen Bau nicht umsonst zu vollenden, ging er andern Tags nach dem etwa eine Stunde entfernten Degerndorf, einem Orte, in dessen Flur die Höhle lag, und erhielt vom Gemeindevorstand die Erlaubnis, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Karl führte nun das reinste Naturleben. Er ging mit den Vögeln zu Bette, d. h. auf seine Waldfreie, und stand mit ihnen auf. Er sammelte Keiser, band Besen, schnitzte Bergstöcke und Pfeifenstopfer und suchte heilkräftige Pflanzen. In den nahen

Ortschaften am Jnn verkaufte er seine Waren und handelte sich dafür die nötigen Lebensmittel ein. Diese bestanden hauptsächlich in Schnaps, Mehl und Schmalz. Aber auch die vielen Aamen rings umher besuchte er, er machte den Sennerinnen aus farbigem Papier geschnittene Herzchen mit darauf geschriebenen Verschen und Sprüchen zum Geschenke und erhielt dafür Schmalz und im Heuboden Nachtquartier. Dabei kam ihm wieder seine Erzählerkunst zu statten, wodurch er sich besonders an Regentagen die Sennerinnen zu Dank verpflichtete. An Sonn- und Feiertagen fehlte er niemals bei dem Pfarrgottesdienste. Dies und der Umstand, daß er einmal bei einem Brande im Anwesen eines armen Häuslers, während alles bis auf die alte franke Großmutter abwesend war, diese letztere mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen rettete, machte, daß der Sonderling nicht ungern gesehen wurde. Weit und breit nannte man ihn den „Mann im Grund.“

So verging Jahr um Jahr. Winter wie Sommer hatte Karl sein Felsenschloß inne. Im Winter war er oft wochenlang eingeschneit und mußte sich dann mit großer Anstrengung hinauschaufeln aus Tageslicht. Da, wenn er so lange Zeit ganz allein auf sich angewiesen war, kamen ihm allerlei Gedanken; die meisten davon aber gehörten der toten Ebi. Dann fertigte er aus rohen Baumästen einen Sarg und verwahrte ihn in einer Felsennische. Sobald aber das Frühjahr erschien und es im Walde wieder lebendig wurde, flohen alle düstern Gedanken, und er freute sich wieder seiner Freiheit.

Fast zwanzig Jahre gingen so dahin. Es kann nicht wunder nehmen, daß mit zunehmenden Jahren der sonderbare Einsiedler in vielen Fällen zu Räte gezogen wurde. Man mutete ihm zu, daß er mit der Naturheilkunde vertraut sein müsse, weil er fortwährend Heilkräuter sammelte und selbst die verschiedensten Latwergen und „Geister“ herzustellen verstand. Aber er kam auch bald in den Ruf, sich außer diesen, für das leibliche Wohl bestimmten Dingen auch auf seelische Gebrechen zu verstehen, und der „Mann im Grund“ hatte oft seine liebe Not, die, welche vertrauensvoll zu ihm kamen, wieder fort zu bringen. Nach und nach glaubte er aber selbst, daß er weiser sei als die Bauern rings umher, und da der Glaube selig macht, machte er auch in vielen Fällen gesund, wenn Karls Säfte und Ratschläge angewendet wurden. Bei Liebesleuten gar genoß er unbedingtes Vertrauen. So ward er, der sich von der Welt zurückgezogen und als Einsiedler lebte, von den Menschen selbst aufgesucht und wieder in die Sorgen und Hoffnungen des Lebens hereingezogen.

Wer aber mit dem Leben in Berührung kommt, hat es sofort mit zwei Parteien zu thun: mit Freunden und Feinden. Letztere machten sich sehr viel mit dem „Mann im Grund“ zu schaffen. Wegen unberechtigter Kur bei Mensch und Vieh kam er mit den Ärzten und Gerichten in Konflikt, in Sachen der Liebeshändel aber mit den erzürnten und oft haß-

erfüllten Nebenbuhlern, die ihm die Schuld gaben, wenn sie von der Auserkorenen zurückgewiesen wurden, und manchmal auch mit den Eltern, die eine andere Verbindung wünschten als die Kinder. So ward ihm einigemal während seiner Abwesenheit seine Felsenburg zerstört und manch anderer Schabernack angethan, auch kam es öfters zu Raufereien, aus welchen aber der kräftige Naturmensch immer als Sieger hervorging: kurz sein schönes, einsames Waldleben ward ihm allmählich verbittert; es verdroß die Welt, daß er sich von ihr zurückzog und ihrer nicht bedurfte; man neidete ihm seine Zufriedenheit und vergaß, daß diese nur aus seiner Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit entsprang. —

Die Wirtschaftlerin hatte mit lebhaftem Interesse seiner Erzählung zugehört, die er mit den Worten schloß: „Mei' Ebi hät mir jetzt scho den größten Gfalln, wenn's mei' halbete Seel zu der andern holet. 's Lebn is nur schön, wenn ma in Frieden lebn kann; der Unfried vergift' eam 's Bluat mehr als an Ditternbiß. Drum steig i auffi auf d' Berg, da vergiß i 's Glend vom Thal und krieg wieder a frische Kraft, auf daß i ausdauern kann. Was ge 's Gschick wohl no alles über mi bringa wird?“

Die teilnehmende Trefei reichte ihm gerührt die Hand und sagte: „Vergelt's Gott, Karl, für dös Vertrauen, dös d' mir gschent hast. Die Gschicht mit der Ebi könnt mi zum Menna bringa. Därfst es glaubn, wenn i morgn ins Hochamt zum Petersberg vüri geh, bet i a paar Vaterunser für ihre arme Seel. Du muast nit moana, daß dir alle Leut feindli gsinnt sein. Weil's d' halt was Ertris hast, reibn si viele an dir. Wenn's d' di nit so abgschlossn hättst von der Welt, wenn's d' dir aar an Hausstand gründt hättst wie andere Leut, — glaubst, du wärst z'friedener, als d' jetzt bist?“

„Du moanst, i hätt mir an Heuwagen voll Sorgen aufladen solln? Wie soll i da z'frieden worn sein?“

„Sorgen? Mei' liawe Zeit! Giebt's denn ebbas Schöners, als si sorgn können für oans, dös ma gern hat? Der Mensch, der ganz alloa is und neamd hat auf Gottes weiter Welt, is der Allerärmste und wenn er d' Taschen voll Geld hat. I woast 's recht guat, daß d' dir durch deine Handelschaft scho was erspart und daß d' es auf der Spartassa z' Rosenheim drin anlegt hast. Für wen hamperst denn dei' Gelde z'amn?“

„Ja no, halt für mi, für mei' Alter. Aber du hast scho recht, Trefei. Es taugt nix, wenn ma gar neamd gern hat auf der Welt. Dös is mir scho oft in Sinn kömma, aber nacha denk i halt anemal wieder an d' Ebi.“

„Dös is scho recht,“ meinte Trefei. „Aber du sollst di wieder unter d' Leut' macha und dei' Selbstlerlebn aufgeb'n. Und dazua kaannt i dir behilfli sein, und dös is's, was i dir sag'n wollt und woran i scho lang denkt hab. I hon z' Raubling a kloans Häusl mit etli Grundstück dazua g'erbt, auf dem a Kramerei is. I selm kann mi halt von da herobn

nimma trenna. Der Bauer is mei' Schwager und scho lang Wittwer (Witwer), i kann 'n nit alloa lassn. Aber du sollst in dös Häusl ziagn und dort die Kramerei betreibn. D' Eisenbahn soll baut wern, und so a kloane Handlerei müast für di grad a Unterhaltung sei'. Nebenbei könntst Besen binden, und z'wegen dem kloan' Pacht wern wir scho gleich wern. Wie moanst?"

"Tresei," erwiderte Karl, "du vermoanst es guat mit mir. Wohl hoast's:

A Kramerei
Is koa Narretei,
Man kauft um drei
Und verkauft um drei.

Aber — i moanet ja schier, daß i da an a Ketten glegt weret; i müast in mei' Alter no d' Freiheit aufgeb'n, mi in an Kramladen einistelln 'n ganzen Tag über und warten, bis wer kummt und für an etli Kreuzer kauft! Und drauß'n scheint d' Sunn und singa d' Vögel — na, Tresei, da wenn i dran denk, wird mir 's Herz schwer."

"No, du kannst dir's ja überleg'n, — es pressiert ja nit; etli Monat bleibt in dem Häusl no der Wegmacher von Raubling. Vielleicht kimmst bis dahin auf andere Gedanken. Jetzt aber laß uns in d' Stubu einigehn; der Bergwind waacht übers Kranzhorn umma, und es schad't dir nit, wenn's d' ebbas Warm's in Leib kriegst."

Tresei schritt voran, und der Besenbinder folgte ihr. Nachdem er an einem hintern Tischchen Platz genommen, überbrachte ihm Genzi, eine dralle, hübsche Dirn mit blauen Augen, ein einfaches Abendessen. Sie wünschte ihm freundlich einen „recht guaten Appetit."

"I dank dir schön, Genzi," entgegnete der Mann, und da die Wirtschasterin gerade die Stubu verlassen hatte, und sie beide allein waren, fragte er: "No, wie steht die G'schicht mit 'n Loisl?"

"D mei' Gott, — gar nit, — i bin eam halt z' dumm, und 's Allerdümmste is, daß er's gar nit mirkt, wie gern daß i 'n hab. Seit Johanni is er nimmer bei mir gwen. Wenn er vom Holzen hoamgeht, macht er an Umweg auf d' Flintsbacher Wirtsalm zu der Moni. Er sagt, die is eam bstimmt, währenddem halt 'n grad die zum Narrn. Heut is Samsta, da is er sunst anemal kömma am Hoamweg, aber heunt bleibt er aa aus. Früher's, ja da hat er mir anemal an Buschen Bleameln bracht, die i in mei' Nieder gstedt hon beim Kirchagang, aber jeh is er a ganz anderer worn, und di hon i im Verdacht, Karl, daß du dran schuld bist, daß er so gaach umgattelt hat. Du hast eam an Rat geb'n, hast 'n zu der Moni auffi gricht.'" Dabei wischte sie sich ein paar Thränen aus den Augen und sah dann den härtigen Mann mit vorwurfsvollen Blicken an.

"I? Wie so i?" fragte dieser.

"No, du hast amal auf der Tazelnwurm-Alm a G'schicht erzählt, der Loisl hat zuag'hört und —" Sie stockte.

"A G'schicht? Ja, Dirndl, i erzähl halt gar viele

G'schichtn. Was soll nacha dös für oane gwen sei'?"

"So viel i aus 'n Loisl sei Gred gmirkt hon, is's do vom Falkensteiner G'schloß unten."

"Sapprama!" rief der Alte. "Ja, ja, die hon i erzählt und zum G'spaß hon i an Loisl was dazua gmacht, weil d' mir damals g'sagt hast, daß d' am Johannitag scho bei Sonreanausgang zu deine Eltern awi gehst nach Degerndorf. Is dös nit der Fall gwen?"

"Na, d' Jungfer Tresei is krank worn in der Nacht und i hab dahoam bleib'n müass'n — und dös Dahoambleib'n hat mi um d' Liab von Loisl bracht. Dei' G'schicht vom Falkenstoana G'schloß is schuld dran."

"Was is dös für a G'schicht?" fragte die in die Stubu tretende Wirtschasterin. "Die möcht i aa gern hör'n."

"Ja, wenn's es wirkli no nit wiss'n sollt's, nacha lußt's halt zua," jagte Karl bereitwillig und erzählte folgendes:

Der letzte Graf von Falkenstein, des am Fuße des Matronberges in Ruinen liegenden Schlosses, war Siboto, des Ritters Otto von Brannenburg Lehensherr. Letzterer hatte den Falkensteiner im Verdacht, daß er nicht ohne Erfolg seiner Hausfrau nachstelle, und Siboto hatte sich allerdings das Wohlgefallen der schönen Brannenburgerin erworben teils durch sein stattliches, ritterliches Aussehen, teils durch seinen schönen Gesang, den er mit der Laute zu begleiten verstand. Wenn da die Brannenburgerin mit ihren Edelräulein zu der uralten oberhalb Falkenstein gelegenen Kirche auf dem Petersberg hinanstieg, um dort ihre Andacht zu verrichten, lauschte sie auf ihrem Wege oftmals mit großem Wohlgefallen dem Gesange Sibotos. Sie setzte sich dann auf eine Moosbank unter einer breitästigen Eiche und vergaß über diesem Gesange oft die Andacht auf dem Petersberge, bis der eifersüchtige, durch falsche Angeber irre geleitete Gatte Lautenspiel und Gesang für immer verstummen machte.

Als die Ritter einmal im Sommer des Jahres 1262 gemeinsam in einem Seitenarm des Jnns ein Bad nahmen, stieß der Brannenburger seinen Lehensherrn hinterlistig unter das Wasser und ertränkte ihn.*)

Aus Gram darüber siechte die Brannenburgerin bald ebenfalls dahin und ward in der Schloßkapelle beigeseht. Falkenstein liegt heute noch in Ruinen, aber der Geist des ermordeten Siboto soll sich noch hie und da bemerkbar machen. In schönen Mondnächten hört man ab und zu Gesang und Lautenspiel, wenn auch durch das Rauschen des nahen Jnnstroms nur gedämpft. Einige wollen dann auch die Schloßfrau

*) Die Herrschaft Falkenstein ging dann auf Herzog Ludwig II., den Strengen, über, kam später an die Hoyer, 1557 an die von Hund, an die Grafen von Ruepp und 1784 an den Grafen Max V. von Preysing. Am 24. Mai 1784 brannte die Burg nieder, so daß nur mehr ein Turm und eine Stiebelmauer steht.

von Brannenburg im weißen Gewande unter der uralten Eiche sitzen und bitterlich weinen gesehen haben. Der Jüngling aber, welcher jenen nächtlichen Geistergesang in der Nacht vor Johanni vernommen, kann, wenn er am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zum Petersberg hinaufsteigt, seine künftige, ihm zubestimmte Hochzeiterin erblicken. Es ist dies das erste junge Mädchen, das ihm guten Morgen wünscht.

„Ja,“ meinte Trefei, „aber neamd hört halt so an Gsang.“

„Der Loisl hat 'n aber ghört,“ erwiderte der Besenbinder lachend.

„I hon dir ja zu dein Buam verhelpen wolln, Genzi, und da hab i diesel' Nacht, wie scho öfter, in der

Falkensteiner Ruin gnächtigt. I hon denkt, du wirst die evst sei, die 'n Loisl an guaten Morgn wünscht, und da hab i halt nachts

gsunga, so schön i's z'ammbracht hab, denn i hon mir's wohl denken könna, daß der Regauer Loisl von seiner

Hirwa aus, z'nächst 'n alten Gschloß, auflust, wenn er so was hört, und daß er si am Morgen nit veräumt. Und i hon's aa daraten. Rechts-

zeiti hat er si aufgmacht gen 'n Petersberg und i hon nit anders denkt, als daß d' eam jekt beegust und daß alles zwischen enk in Wichtigkeit kimn.“

„Na, d' Flintsbacher Moni is eam in Weg kömma und mit ihr is er glei nachmittags übers Sunnwendfeur gsprunga, und seit der Zeit hat's 'n am Bandl und lacht 'n dabei aus. Mi hat er verkehrt. Dös hat ma von deine dumma Gschichtn! Jekt mach nur, daß i mein Buam wieder krieg!“

Das weinende Gesicht in der Schürze vergrabend,

eilte sie aus der Stube. Trefei schüttelte den Kopf; der Besenbinder aber schmunzelte.

„Siehst,“ sagte die Wirtschafterin, „mit dein' Einmischen in die junga Leut ihre Liabsgschichtn kriegst nur Verdruß.“

„Hin und wieder amal a Gspäß wird dengerst erlaubt sei?“ meinte Karl. „Aber du glaubst nit, wie's mi oft plagt und was i alles richtin und

ratn soll. Da sag i halt nacha irgend a Dummet, nur daß 's mi in Fried

lassn. Was übrigens 'n Loisl anlangt, so werd' i 'n scho wieder zu der Genzi rich-

ten. Aber auf an gscheiten Weg geht's bei dem nit; sei' Dummet is oamal z' groß.

Dös soll aber mei' letzter Liabshandl sei!“

In diesem Augenblick hörte man den Hofhund laut anschlagen.

„Der Bauer kimmt!“ rief Trefei und eilte aus der Thüre, um den Ankommenden zu empfangen.

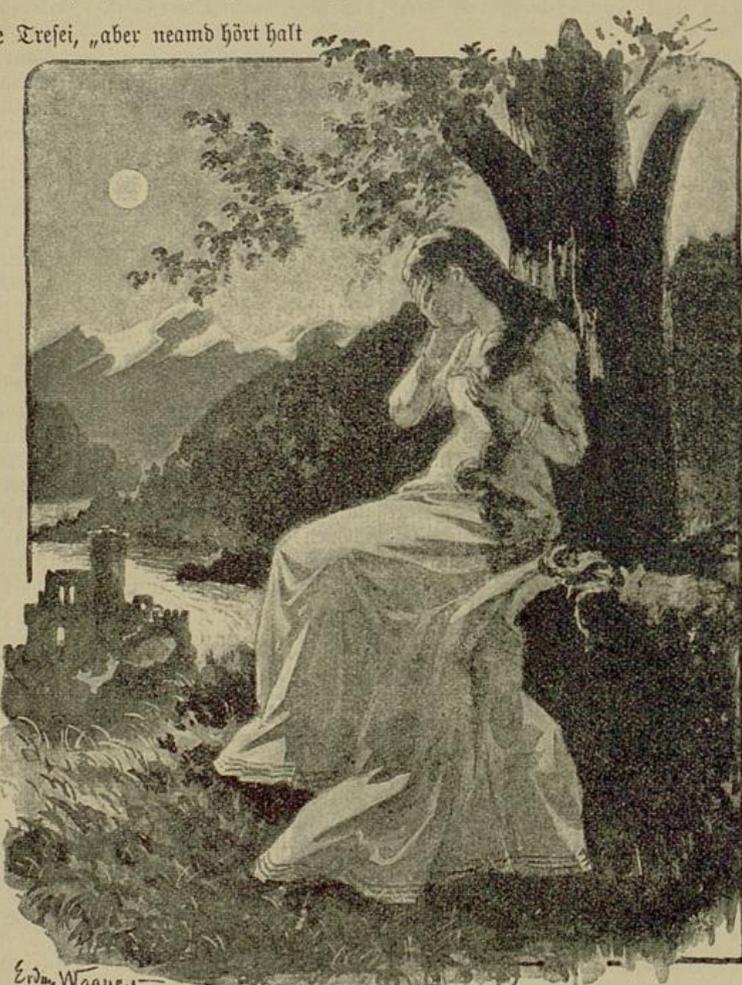
Der Asenbauer war ein äußerst gemütlicher und ver-

ständiger Mann, jedoch mit einem gewissen bäuerlichen Selbstbe-

wußtsein.

„Sel, heunt hat's lang dauert, Basl,“ sagte er eintretend, „aber der Probst vom Petersberg hat uns heunt an extrig guaten Tiroler, an Terlaner, vorgeset, der außs Hoamgehen bal ganz hätt vergessen lassen. Etli Herrn von Müncha, die in Brannenburg Sommerfrisch halten, warn dort, und i, als Patronatsherr vom Petersberg, kann do nit 'n Anfang macha, wenn der Wein so mentisch quat is.“

„Laß dir 'n nur quats bekomma,“ sagte Trefei; „n Hochwürden Herrn Probst freut's ja, wenn's d' sei“



Einige wollen dann auch die Schloßfrau von Brannenburg im weißen Gewande unter der uralten Eiche sitzen und bitterlich weinen gesehen haben.

Gesellschaft auffuachst. Wir ham aa 'n Gast für heunt nacht, schau — 'n Besenbinder-Karl."

Karl hatte sich schon beim Eintreten des Bauers erhoben, um seinen Gruß anzubringen.

"So, so!" sagte der Bauer, jetzt erst von ihm Notiz nehmend, "du bist da, du Numvagierer! Woachst aa, daß von dir d' Ned gwen is? Die Degerndorfer Smoa will's nimmer leidn, daß d' im Grund no länger haust. Die Bauern meinen, du bleibst amal der Smoa zur Last, und möchtn di liaber heunt furt habn, als morgen."

"Dös woach i, Herr," entgegnete der Besenbinder, "und i woach aa, daß mei' Hauptwidersacher der Häusler Veri is, dem i sei' Großmuatta aus 'n Brand grett' hab."

"I denk dir diesel' That und halt dir deshalb viel z' guat," erwiderte der Aisenbauer. "Aber der Veri — mei', mit 'n Dank is's an eigne Sach auf der Welt, mit dem darfst nit rechna."

"Hon's scho öfter erfahrn!" meinte Karl.

"Da san aa zwoa Studenten in der Peterschicht gwen," fuhr der Bauer zu erzählen fort, "sie san zeiti wieder furt, i woach nit, wo aus. Wie d' Ned auf di Kömma is, hat mi oana von die junge Herrn gfragt, ob der Besenbinder-Karl, von dem d' Ned is, wohl dersel' is, der si früher's in der Ampergegend aufghalten hat?"

"Ja, ja, der bin i freili!" entgegnete der Besenbinder, neugierig darüber, was von ihm gesprochen wurde.

"Nu, dann hat er dei' Lob gsgagt, wie er erzählt hat, daß a Freund in Müncha mit eam studiert, der eam scho öfter von an Besenbinder-Karl vorerzählt, der seiner Muatta zweimal 's Leben grett' hat. I man, er hat gsgagt, d' Amperbäuerin von Schöngesing wär's gwen. Is's nit a so?" Karl horchte hoch auf. Er rieb sich die Stirne; dann fragte er: "Herr, wie habt's gsgagt? D' Amperbäuerin, der i 's Leben grett' hon — die hat koan Studenten zum Sohn."

"'s muß doch so sei!" meinte der Bauer. "Der junge Mensch hat's ganz genau gruüft: oamal hat's a Kreuzotter bissn, und du hast ihr 's Gift ausggaugt, und 's ander Mal hast es aus der Amper zogn."

"Dös stimmt scho, Herr, aber die, der i dös tho hab, die is ja damals in der Brautnacht gstorbn."

"Narriisch! Wie kaannt's denn nacha an zwanzig-jährigen Studenten zum Sohn habn!" versetzte der Aisenbauer lachend.

Karl schüttelte den Kopf.

"I woach's gwih, d' Eidi is tot," sagte er.

"Hast es du tot gsegn?" fragte Tresei. "Hast es gsehn, wie sie's eingravn ham?"

"Gsegn hon i nit," entgegnete Karl; "i hon ja davon lausen müassn. Aber der Häusler Toni hat's gsgagt."

"Hast mir ja selm gsgagt, daß er an Rauch ghabt hat," wendete die Wirtschasterin ein. "Der hat viel leicht d' Dhnmacht fürs Tod ghaltn."

"Moanst?" fragte Karl unsicher und in einem Tone, der Furcht und Hoffnung zugleich ausdrückte.

Dann stützte er den Kopf in die Hand und atmete tief. Sein ganzes Inneres befand sich in größter Erregung.

Der Bauer und seine Wirtschasterin betrachteten ihn eine Weile. Ersterer wußte freilich nicht, was in Karl vorging; letztere aber fühlte mit ihm. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: "Siehst, Karl, so viel's di aa abschließen magt von die Menschen, du hängt dengerst mit eahna z'amm. I woach, was jetzt in dir is. Geh schlafen! Und morgn gehst vüri in Petersberg ins Hochamt —"

"Dös thua i, ja!" sagte Karl entschlossen. "Aber nacha muß i Gwisheit friegn. Is's denn möglt Eidi, du sollst lebn?"

Nach erhob er sich und fragte nach seiner Zechen: "s Wiederkomma bist schuldi," entgegnete Tresei. "Und wegen Raubling redn ma no. Guate Nacht!"

"Guat Nacht, Herr!" sagte Karl zum Aisenbauer mit Thränen in den Augen; dann reichte er der Wirtschasterin dankend und gerührt die Hand.

"Guat Nacht!" entgegnete diese nochmals kopfschüttelnd. Sie befahl Genzi, dem Gaste bis zum Eingang in den Heustadel mit der Laterne zu leuchten. Als sie wieder in die Stube zurückgekehrt war, sagte der Bauer: "So hab i den Fexen no niemals gsegn. Wenn's eam nur nit rappelt!"

"Na, na," erwiderte Tresei. "Sei' Gsicht ggestalt sich anders, als wie er's mir heunt erzählt hat. Aber gspannt bin i drauf, wie's aufgeht?"

III.

Lange vor Sonnenaufgang hatte der Besenbinder-Karl sein Lager verlassen, am Lausbrunnen seine Toilette gemacht, sich am frischen Quell erquickt und dann den Weg nach dem nahen Petersberge eingeschlagen; doch setzte er sich nach kurzer Wanderung auf ein Felsenstück, um hier den Anbruch des Tages abzuwarten und sich seinen Betrachtungen hinzugeben. Der Anblick der nahen und fernen, grauen und schneebedeckten Gebirgskämme und Bergspitzen im Zwielficht des Morgens war erschreckend großartig und beinahe herzerstarrend: ein erbrausendes Meer, das ein Allmachtswort plötzlich in Stein verwandelt, und das für alle Zeiten unwandelbar hier stehen sollte. Endlich, als ob eine Kerze entzündet worden, erglänzte plötzlich ein Schneegipfel weit unten im Süden, es war das Benedigerhorn; dann lichtete sich ein minder hoher Gipfel des Kaisergebirges, jetzt ein dritter, und wie mit einem Zauberhchlage waren alle, alle übergoldet, und die Himmelsleuchte stieg im Osten herauf, prächtig, siegesbewußt, so daß man im Anblicke dieses zauberhaften Schauspiels alles, alles vergaß, was das Menschenherz bewegte. Derartige Wehestunden waren dem in der Natur lebenden Manne nichts Seltenes; er hatte sie schon unzähligemale mitempfunden, aber sie waren ihm immer wieder neu, wirkten immer gleich mächtig auf ihn.

Ein heller, glücklicher, weit hinaushallender Jubelschrei war es, in dem er sonst sein Entzücken äußerte, und auch heute tönte ein solcher aus seiner Brust. Die sonderbare Nachricht, die ihm gestern geworden

und die ihn aus seiner gewohnten Ruhe brachte, hatte er die Nacht über auf ihren wahren Wert geprüft, und da war er zu dem Ergebnis gelangt, daß ja der fragliche Student des Amperbauern Sohn sein könne, der sich wahrscheinlich ein zweites Mal verhehlicht habe. Daß von Ebi, als seiner Mutter, gesprochen wurde, beruhe halt auf einer Verwechslung. Nichts dünkte ihm erklärlicher als das, und er mußte jetzt selbst über seine gestrige Erregung lachen, die hauptsächlich durch die vorhergegangene lebhafteste Erinnerung an seine Jugendjahre verursacht worden. Aber dennoch war er entschlossen, nach so vielen Jahren wieder einmal die Gegend aufzusuchen, wo sich seine schönsten, aber auch seine traurigsten Jugenderlebnisse abgespielt.

Aus dem grünen Junthale, welches sich am Fuße der Matron hinzieht, tönten bald viele Glocken und Glöckchen herauf, welche den Festtag Peter und Paul einläuteten; ihnen folgten die des Münsters auf dem Petersberg und jene kleinen auf den „Singoßln“ (Glockentürmchen) der Asehöfe.

Vom Thale herauf über den felsigen Steig der Matron stiegen allmählich die ersten Wallfahrer, die das Fest der Apostelfürsten heute auf dieser herrlichen Hochwarte in dem diesen Heiligen gewidmeten Tempel feiern wollten.

Hier an dieser Stelle wurde schon der Donnergott verehrt; hier lagen vorzeiten die blinden Heiden im Gebete,* und die Sage behauptet noch jetzt, hier sei die älteste Kirche im Gau gestanden.

Sie war jedenfalls die meist besuchte des bayerischen Junthales; ehemals kamen sogar Prozessionen aus dem fernen Tirol herbei, und die Wallfahrer stiegen mit Fahnen und Standarden den steilen Weg hinan. Als 1804 die Kirche und das Priesterhaus geschlossen und dem Verfall preisgegeben werden sollten, standen die beiden Asebauern zusammen, die seit ältester Zeit her gewohnt waren, nach St. Peter zur heiligen Messe zu gehen; sie kauften die Kirche und das Priesterhaus, übernahmen auf ewige Zeiten die Sorge für diese Gebäude und den Geistlichen, der im Volksmunde den altherkömmlichen Titel „der Probst vom Petersberg“ weiterführte. Dieser war für die Kinder seiner Patronatsherren auch zugleich Schulmeister, und außerdem hatte er die sogenannte Herberge oder Zechstube inne, welche letztere sich besonders wegen des dort verkauften echten und vorzüglichen Tirolerweins eines ausgezeichneten Rufes erfreute, um so mehr, da der geistliche Herr selbst in leutseligster Weise bei dem Bewirten seiner Gäste mithalf.

Bei größerem Andrang der Wallfahrer, welche die kleine Kirche nicht mehr fassen konnte, ist vorsorglich zur Abhaltung der Predigt eine hölzerne Kanzel außen an der Kirche angebracht. Dann nimmt die grüne Platte, soweit sie reicht, die bunten Gruppen in den verschiedensten Stellungen auf, und alle lauschen dem Worte Gottes. Für solche Zeiten sind auch tragbare Beichtstühle vorhanden, die unter die schattigen Bäume

gestellt werden, welche die Richtung einerseits umsäumen.

Alles dieses traf heute zu. Mehr und mehr Wallfahrer stiegen herauf und begaben sich auf den freien Platz vor der Kirche, oder, um einen Morgenimbis zu nehmen, in die Zechstube.

Der Besenbinder-Karl hielt sich entfernt von dem Wege. Er wollte sich erst nähern, wenn die Predigt begann, welche ein zur Aushilfe anwesender Ordensgeistlicher halten sollte. Da klopfte ihm der Regauer Loisl auf die Schulter und sagte: „Karl, du muast mir helfn. Du hast mi an d' Flintsbacher Moni gricht' — also mach, daß mi 's Dirndl aa respektiert.“

Loisl war ein Bursche von mittlerer Größe. Er hatte ein gutmütiges, aber wenig kluges Gesicht. Er trug eine Lappe, lange Tuchhosen und einen grünen, weichen Hut, den er weit auf den Hintertopf gesetzt hatte.

Karl erinnerte sich an Genzi und an die Hoffnung, die diese auf ihn setzte. Er vermeinte, mit dem Burschen leicht fertig zu werden. „'s is recht, daß i di triff, Loisl,“ sagte er leise. „Die Gschicht vom Johannitag muast dir aus 'n Kopf schlagen; die Sach is nit natürli zuaganga.“

„Natürli is's nit natürli zuaganga,“ erwiderte der Bursche. „Moast, i bin so dumm und halt dös für natürli, wenn der alt Siboto, der scho sechshundert Jahr tot is, mitten in der Nacht plärrt, wie normal a Hafabinda.“

„Was, so schlecht hat er gunga?“ fragte Karl überrascht, der sich auf seinen Gesang etwas einbildete und gerade in jener Nacht ganz überirdische Töne seiner von Schnaps befeuchteten Gurgel zu entlocken wählte.

„Hättst 'n nur ghört!“ meinte der andere. „I begreif nit, wie dös der Brannenburger Schlossfrau gfalln hat kinnu? A Geist sei' wolln, und a so a Gekreisch! Da thaat i mi scho schaama. Hätt i mir nur traut, i hätt eam scho nachplärrt. Aber i hon mir nit traut, denn i hon halt ghofft, daß er mir am Morgen mei Hochzeiterin begegnu laßt. No, und was war's? D' Flintsbacher Moni laast mir 'n Weg. Aber die Nuß hon i bis jetzt no nit aufbeißn konna. Sechsmal war i drobn auf ihra Alm, und siebenmal hat's mi scho für d' Hüttu aufsigjagt.“

„Da wär's scho gscheita gwen, d' Asebauern Genzi wär dir in d' Händ gloßn?“ meinte Karl.

„D' Genzi? Da sag i nit na. Aber was oan bstimmt is, is eam bstimmt, und wenn mi d' Moni iaß aa davonjagt, die Zeit wird konna, wo's schreit nach mir; 's braucht halt alles sei' Zeit. Aber du muast beihelfa! Du muast scho ebbas, daß 's a wengl dastiger wird, so an Amulett oder halt ebbas, wenn's nur was is. Was sinnierst denn?“

„I muast an Genzi denka. Erst gestern nachts hat's mir's gstanden, daß 's ohne di gar nimmer lebn kann.“

„Ja no, dös is scho hart für sie, — 's Dirndl is soweit nit aus (ist nicht übel).“

*) Ludwig Steuhs Wanderungen im bayerischen Gebirge.

„Gwiß nit!“ fiel Karl mit Eifer ein. „Erst gestern hon i mir's denkt: was dös Dirndl für wundersöhne blaue Augn hat, gar nit zum sogn!“

„Die hat's scho lang!“ bestätigte Loisl.

„Und gwachsn is's, grad wie r a Dockerl,“ fuhr Karl in seinem Lobe fort.

„D' Moni aa — d' Moni aa!“

„Und a guats Herz hat's und a guats Smüat —“

„Sell is scho wahr,“ gab Loisl zu. „Aber wie moanst mit dem Amulett —“

„Jekt will i dir was sogn, Loisl. I hab so an Amulett, dös wenn's d' umhänga hast, kriegt di d' Moni alle Tag ums kenna liaba.

Aber dem Dirndl, dös di iaz gern hat, der Genzi, schwind't alle Tag ebbs von ihrem Leb'n, und hast es bis zum ersten Schmah bracht bei der Moni, so is dös d' Sterbstund von der Genzi.“

„No, iaz dös möcht i grad aa nit!“ versetzte Loisl nachdenklich. „Bhüat mi Gott! Ihren Tod möcht i nit auf 'n Gwißn habn.“

„Aber unglückli möchtst es macha?“ entgegnete Karl mit Nachdruck.

„Dös aa nit! Der Teurl nomal, wenn nur das Falkenstoana Spensst nit so plärrt häit, — toan Augn genblick häit

i von der Genzi lassen! Sterbn um meinetwegen — dös wär dengerst z' dumm!“

„Also willst dös Amulett nit?“

„I — i — i moan, es is gscheita — nit. I möcht d' Genzi nit auf 'n Gwißn habn.“

„No, so wird ja alles guat!“ sagte Karl befriedigt.

„Lali! hast denn nit gmirkt, daß i di zum Narnn ghaltn hab? Nit der Ritter Siboto is's gwen, der gsunga hat, sondern i selm. Mei' Besenbinderstimme hat dir so weh tho.“

„Also hast mi nur so tribuliert?“ rief Loisl, einem Schritt zurücktretend und Miene machend, dem Alten einen Schlag zu versetzen. Aber dieser hielt ihm die Hand und sagte leise zu ihm: „Sei staad, sunst mach i di so spöttisch, daß d' di nimmer sehgn kannst lassn. I hab's guat mit dir gmoant und hab di mit der Genzi z'ammföhren wolln, — fähr die aa heunt no zu ihr. Dös is nacha aber mei' letzter Liabshandl! Schau nur, dort A Prachtmabl! des grea Hüatl

kimmt d' Genzi. Und wie schö ihr steht! Geh ihr entgegn und schent ihr den Buschen von dein Hut, oder i richt an andern hin zu ihr —“

„Dös hat's nit vomöten! I geh scho selm.“

„Da hast anstatt 'n Amulett a paar Aderkranln (die beiden Kinnbacken der Matter, die als Schmuck ver-

wendet werden) an dei' Uhrhäng. I schent dir's, daß d' mir nix nachtragst,“ lachte Karl. „S Amulett bhalt nur!“ entgegnete Loisl.

„D' Aderkranln aber nimm i. Du bist dengerst a rechta Kalkafka, Karl! No, vom mir aus, satteln ma halt wieder um!“

Mit diesen Worten verließ er den Besenbinder und näherte sich der in ihrem Sonntagsstaate prächtig einhererschreitenden Genzi, die, anfangs verlegen, bald gar freundlich that und einen dankbaren Blick zu Karl hinübersandte, der mit stiller Freude nach dem Paar schaute, das sich mit seiner Hilfe wiedergefunden. —

Gleich darnach begann die Predigt, an welche sich der übrige Gottesdienst anreihete. Die Heiterkeit, welche sich Karls während seiner Unterredung mit Loisl bemächtigt hatte, verschwand allmählich, als er sah, wie sich nach dem Gottesdienste die Familien und Befreundeten zusammen thaten und gemeinsam sich nach der Zechstube begaben oder zum Abstiege anschieden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Mehrere Degerndorfer Bauern warfen ihm gehässige Blicke zu oder gingen hohnlachend an ihm vorüber.

Karl erinnerte sich der Vorstellungen, welche ihm Tresei gemacht, und konnte nicht umhin, ihr im stillen recht zu geben. Er hatte sich von den Menschen abgeschlossen, und dafür schlossen sie sich jetzt von ihm ab. So lange er jung war, gefielen seine Sonderlichkeiten; jetzt, im Alter, nannte man ihn einen „Feren“, wie ihn auch gestern der Menbauer genannt. Während er, etwas abseits auf dem Rasen lagernd, so



Edw. Wagner

„Schau nur,“ meinte der Besenbinder-Karl, „dort kimmt d' Genzi. A Prachtmabl! Und wie schö ihr des grea Hüatl steht!“

für sich hingrübete, hörte er sich vom Aisenbauern angesprochen. Rasch erhob er sich, seinen Hut abnehmend.

„Du woast wohl nit, was passiert is, weil's so ruhi dastit?“ fragte ihn dieser.

„Was soll i wissen, Herr?“

„Grad hat mir oana d' Post bracht, daß dem Studenten, von dem i dir gestern erzählt hon, an Unglück passiert is. Er is heunt in aller Fruah von Brannenburg aus zum Grund aufsi, weil er di hat auffuachen und kennen lerna wolln. Und weil er der Höhln nit gfundn hat, wollt er an Schuß mit seiner Pistoln abgeben, um di aufiz'lockn aus dein' Loch. Aber wie 's Unglück hat wolln, is eam der Lauf z'sprunga und a Trumm davon an 'n Kopf gslogn. Der Guatsjaga hat den Schuß ghört und is eam nachganga und da hat er den jungen Menschen ohnmächtig und blutüberströmt gfundn. Schnell hat er von der Wochinger Mühl Leut gholt und die habn den Studenten furt tragn auf d' Mühl, wo er si wieder erholt hat. Gottlob is sei' Wundn aber nit lebensgefährli!“

„Sapprama!“ rief der Besenbinder. „Dös is ja dengerst aus der Weiß. Na, dös Unglück! Und grad heunt muas i nit z' Haus sei!“

„Sei froh, daß d' nit dahoam warst,“ entgegnete der Bauer. „Da wärst nit so friedli daglegn, wie i di troffen hon, denn dir schiebn's d' Schuld an dem Unglück zua, wenn's d' aa nix dafür kannst. Den Sonderling wollen's nimmer leiden da, sag'n's, und da ham si a paar Manna aus der Nachbarschaft z'ammtho und ham dei' ganz Nest zerstört, damit's di amal weiterbringa.“

Karl wurde bleich.

„Was, dös hätten's tho?“ rief er. „Die schlechten Leut! Was hab i eahne denn tho? No neamd'n bin i no zur Last gwen; so lang i leb, bin i mit dem z'frieden gwen, was andere verachtn. Mit Rattern, Frösch und Schnecken, mit Wurzeln und Kräutern hon i mei' Hunger gstillt und niemals hon i bettelt, i hon meine etli Kreuzer ehrli verdeant. Was hon i denn meine Mitmenschen tho, daß 's mi a so hassn und verfolg'n?“

„I woast's, nix hast eahna tho, und dengerst san's deine Feind,“ erwiderte der Aisenbauer teilnahmsvoll. „Und woast warum? Weil's d' halt alleweil guaten Muats bist, koa Sorg kennst und neamd' brauchst hast. Meidi san's dir um dein' Friedn, und jetzt gebn's dir d' Schuld an dem Unglück, daß 's a Ursach habn für ihra Swaltthat. I bin dir guats Mats: geh die Leut die nächst Zeit aus 'n Weg; 's gscheitest is's, du nimmst den Vorschlag von der Wasl an und schlagst in Klausling dei' neue Hoamat auf. Verhalt di nit länger. Siehst ja, wie d' Leut scho z'ammastehn und herschaugn auf di. Druck di abseits, — i werd scho zu dei' Gunsten reden. Also, bhüt di Gott!“

„Bergelt's Gott, Herr,“ sagte Karl. Er sah wirklich überall nur feindliche Blicke auf sich gerichtet und fand es darum selbst für geraten, sich zu entfernen. Nur e i n Augenpaar strahlte ihm glücklich entgegen,

das Cenzis, die in heiterster Unterhaltung mit Poisl begriffen war und ihm freudig zunickte, als er an ihr vorüberschritt.

Auf einem vereinsamten Pfade schlug er den Weg zu seiner Höhle ein. Obwohl schon darauf vorbereitet, erschrak er dennoch über diese vollständige Zerstörung seines Felsenschlosses. Seine notdürftige Einrichtung war herausgeschleudert und zerschlagen, mit Ausnahme seines selbst verfertigten Sarges war nichts mehr ganz. Wutentbrannt und zugleich tief bekümmert jaß er auf einem Felsen und blickte auf diese Verwüstung.

Jetzt fühlte er es deutlich, er hatte niemanden, der ihn liebte — er war ganz allein, ausgestoßen, und dabei konnte er nicht einmal andern die Schuld geben, sondern nur sich selbst. Da sang die Drossel auf der nahen Buche. Eine solch einschmeichelnde Weise hatte ihn einst veranlaßt, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Jetzt kam es ihm vor, als fänge sie sein Abschiedslied.

Aus einer verborgenen Felsenspalte holte er dann ein Fläschchen hervor, in welchem er das Gift von erschlagenen Reptilien aufbewahrte. Ein böser Gedanke stieg in ihm auf, als er es zu sich steckte. Auch die Notkreuzer, die er gut verwahrt hatte, nahm er zu sich. Seinen selbst verfertigten Sarg blickte er lange schweigend an, dann sprach er, indem er ihn mittels eines schweren Steines zusammenschlug: „Mir is an andere Liegerstatt bstimmt, — brich nur z'amm in Trümmer!“

Hierauf nahm er Abschied von seinem zwanzigjährigen, ihm so lieb gewordenen Heim. Die Thränen rannen ihm über die Wangen in den grauen Bart, als er nochmals rings umherblickte und jedem Plätzchen einen Abschiedsgruß zunickte.

Wieder sang die Drossel. Dankbar blickte er zu ihr auf, dann schritt er psablos über Stein und Geröll das Gebirge hinauf. Vor seinem Geiste schwebte das Grab Edis, — das war sein Ziel.

IV.

Die Nacht verbrachte er in einer leeren Almhütte am westlichen Abhange des Wendelsteins. Am andern Morgen wanderte er über Riesbach, woselbst er für eine Menge Ratterkrankn, welche er in seinem Ranzen aufbewahrt hatte, sich neue Kleider und einen neuen Hut eintauschte, um nicht so heruntergekommen auszusehen und nicht Gefahr zu laufen, von einem Gendarm angehalten zu werden. Auch wollte er dort, wohin es ihn trieb, nicht als Lump oder Vagabund erscheinen. Auf diese Art kam er umbehelligt über Holzkirchen und Starnberg nach Schöngeising, dem Ziele seiner Wanderung.

Es war ein prächtiger Sommertag, als er in der alten Heimat anlangte. Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als er an der Hütte des Häuslers Toni anklopfte, in welchem er vor mehr als zwanzig Jahren übernachtet und von der er ebenfalls als Flüchtling sich heimlich entfernen mußte. Wohl ward ihm geöffnet, aber ein fremdes Gesicht war es, das sich ihm zeigte. Wie es schien, war es eine

taube, alte Frau, die vor ihm stand. Sie begriff nur mühsam die Frage Karls nach dem Häusler Toni.

„Drent im Freithof,“ erwiderte sie. „Alle zwoa scho längst gstorbn.“

Dies war grad der Weg, den er ohnedem einschlagen wollte. Mit eigenen Gefühlen überschritt er die Schwelle des Friedhofs; ein Schauer durchbebt seinen Körper. War er doch daran, diesen heiligen Ort des Friedens zu entweihen. Auch er wollte Frieden haben, wollte sich denselben selbst geben in vermessnem Eigendünkel, weil er sich scheute, den nun beginnenden Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Er hatte ihn nicht kennen gelernt, bis ihm neidische Menschen denselben aufzwangen. Er hielt sich für zu alt, ein neues Leben zu beginnen, zu alt, um die Gunst der Menschen zu erbetteln, nachdem er dieselbe bis jetzt so leicht entbehrt.

Der Besenbinder wußte genau den Platz, wo die mit Marmorsteinen geschmückten Gräber der reichen Bauern der Pfarrei sich besanden, und er brauchte auch nicht lange zu suchen, um das Grab des Amperbauern aufzufinden. Hastig las er die auf dem Leichensteine eingegrabenen Namen. Er suchte aber ver-

gebens jenen der Edigna; der letzte der hier verzeichneten Namen war der des vor sechs Jahren in einem Alter von 42 Jahren gestorbenen Amperbauern, das mußte Edis Mann gewesen sein. Aber ihr Name selbst stand nirgends verzeichnet.

Sonderbar! Sollte der Zweifel über den Tod der Amperbäuerin, der vor einigen Tagen in ihm erregt wurde, doch berechtigt gewesen sein?

Die Neugierde, die sich seiner jetzt bemächtigte, ließ

ihn vorerst den eigentlichen Zweck seines Hierkommens ganz vergessen. Er wollte auf alle Fälle Gewißheit haben. Er erwog alle Möglichkeiten. Die noch bräutliche Bäuerin konnte ja in ihrem Heimatdorse beerdigt worden sein. Kurz, er war auf weitere Erkundigungen angewiesen und wollte sich sofort auf dieselben verlegen.

Da kam ihm, gerade als er aus dem Friedhofs-



thore treten wollte, eine schon ältliche Bäuerin entgegen. Sie hatte ein Gebetbuch unter dem Arm und einen Rosenkranz in der Hand und war augenscheinlich im Begriffe, sich in die vom Gottesacker umgebene Kirche zu begeben. Sie heftete einen einzigen festen Blick auf den riesenhaften Mann, dann rief sie: „Karl — ja, ja, du bist es!“ Sie hatte ihn trotz der langen zwanzig Jahre sogleich wiedererkannt.

Der Angerufene sah überrascht nach dem Weibe. Diese dunkelblauen Augen — war sie's oder war sie's nicht — noch ein Blick, und „Edi! Edi!“ kam es von seinen Lippen. Die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen, und mit heißen Küssen

bedeckte er die ihm dargereichte Hand.

„Hat mir's dengerst gschwant (geahnt), daß i heunt no was inne werd!“ sagte die Bäuerin. „Und merkwürdi — grad an di, Karl, hon i denk müassa und hab mir's gewünscht, daß i's erfahrn möcht, wo's d' lebst, auf daß i mei' Schuld an di endli abtragn kann. Aber was hast denn, Karl? Hör doch 's flenna auf!“

„Edi! Mei' Gott! I woaß ja nit mit der Freud

umz'gehn, i muß mi erst dran gewöhna. Andere Leut, glaub i, lacha, — bei mir is halt 's Konträr der Fall."

"Seit wann bist denn scho da?"

"Grad bin i kömma. Mei erster Gang war daher in Freithof."

"Wen hast denn da gsuaucht?"

"Wen?" — Er stockte. Doch wollte er die erste

glückliche Stunde nach so langer Zeit nicht durch eine Lüge entweihen und so sagte er mit einigem Zögern: "I will dir's sagen, Ebi, wie's is; di hab i gsuaucht. Seit dein Hochzeittag hab i's nit anders gewußt, als daß d' gstorbn bist. So hab i's seit zwanzig Jahr vermoant.

Siehgst, die Bleameln auf mein' Huat, die warn für dei' Grab bstimmt."

"So dank i dir halt für dein' guaten Willn, Karl. Unser Herrgott hat mir's anders bstimmt.

Dortmals wär's mir freili recht gwen, wenn i gstorbn wär. Aber mei' Bauer is so guat mit mir gwen, daß i nach und nach bin ausgsöhnt worden mit mein' Los.

Zwoa Vuam hon i und a Deandl. Da

Bua studiert auf an geistlin Herrn, der ander kriegt 'n Hof, wenn er in d' Jahr kimmt. Mei' Bauer ist vor sechs Jahr, leider Gottes, gstorbn, Gott tröst sei' arme Seel! Dhne dös Unglück wär alles guat gwen; wie's halt kimmt, so muaz ma's nehma. Aber iatz verhalt ma uns nit länger da. Kimm mit auf mei' Hof, 's san ja nur ekkli Schritt hin, da muazt mir erzähl'n, wie's dir ganga hat. Mei', i hon so oft an

di denkt, und recht freu i mi, daß d' di endli finden laßt."

Karl kam sich wie betäubt vor und willenlos ging er an der Seite der sichtlich erfreuten Ebi ihrem Hofe zu.

Dort kam ihnen ein hübsches, etwa zehnjähriges Mädchen entgegen.

"Kimmst scho wieder aus der Kircha z'rua, Muatta?" fragte das Mädchen verwundert.

"Ja, i bring an Gast mit. Wer moanst, Ebi, daß dös is? Der Besenbinder-Karl is's, von dem i ent so oft erzählt hab."

"Ja, grüas Gott!" versetzte das Mädchen, dem Fremden sofort zutraulich die Hand reichend. "Da dank Ent halt recht sch, daß 's meiner Muatta 's Leben grett' habt's."

Karl wußte darauf nichts zu erwidern und drückte dem Kindeherzlich die Hand. Dann ward er in die Stube geführt und man hat ihn, sich's bequem zu machen.

"Schnell bring a Flaschen Bier und a Gräucherts," befahl die Mutter dem Mädchen, das eiligst diesem Auftrage nachkam.

"D mei," sagte Karl, "i

denk jetzt nit ans Essen und Trinka. Mi gsreut's soviel, daß d' di nit schaamst, mir so viel Ehr zu erweisen."

"Hast di denn du gschaamt, mir 's Otterngift ausz'saugn und mir in d' Amper nachz'springa, — wo hin i mi in mein' hiezin Zieba verlaufen hon," setzte sie etwas verlegen hinzu. "Dort bin i freili lange Zeit zwischen Leb'n und Sterbn gwen, aber unser



Die hellen Thränen ließen ihm aus den Augen und mit heißen Küßen bedeckte er die ihm dargereichte Hand.

Herrgott hat's wieder zum Guaten gwend't. Ja du Lump, du," sagte sie neckend, "bist mir halt dort im Kopf gsteckt. No, i bin dir alleweil guat Freunds blieden, und in mei Testament hon i aa für di gsort, wenn i di nit ehnda findn sollt. Aber sag mir iab, bist no alleweil a Selbstler, — alleweil no der alt Leutschen, wie du früha oana gwen bist?"

Karl erzählte nun kurz seine einfache Geschichte seit jenem Tage, wo er von Edis Vater davongejagt worden, und er verheimlichte auch die letzten Ereignisse im "Grund" bei Branzenburg nicht.

"No schau," meinte die Bäuerin, "so is's ja jetzt an mir, dir z' helfen, so guat i's kann. So viel is gwiß, dei' Walbleben muaszt aufgeben. Hast dir denn gar koan Gedanken für dei' Zukunft gmacht?"

"I hon seit etli Tag nur 's Sterbn im Sinn ghabt," antwortete da Karl der Wahrheit gemä, indem er unwillkürlich die rechte Hand auf die Brusttasche legte, in welcher er das Giftfläschchen wohl verwahrt hatte.

"No, 's Sterbn muaszt ma sie anemal auf d' Leht sparn," meinte Ebi, "mit dem hat's bei dir

no lang Zeit; bist ja no nit so gar alt. Da muaszt dir scho ebbs anders ausdenka."

"I müßt scho, was mir nit zwida wär!" Und Karl berichtete über die Kramerei zu Kraubling und Treseis Vorschlag.

"Dös passet ja glei für di," meinte Ebi. "I werd sorgn, daß d' dös Häusl als Eigentum kriegst; i kauf dir's. Dann muaszt halt wem zu dir nehma, der

Großer Volkskalender für 1900.

dir behilflich is und für di sorgt, wenn's d' amal krank wärs. Hast denn gar neamd, den's d' gern um di habn möchst und den's d' glückli macha kaantst, wenn's d' eam amal dös Häusl vermacheßst?"

Karl dachte nach. Die Aisenbauern Genzi und ihr Poisl — beide waren arm —, wenn er ihnen auf diese Weise zu einer Heirat und zum Glück

verhelfen könnte! Das wäre ein gutes Werk, und sie würden's ihm gewiß danken.

Er sprach diesen Gedanken auch gegen Ebi aus, die alles ganz in der Ordnung fand.

"I werd scho sorgen, daß d' koa Not mehr kennst," versprach sie, "und glaub mir, wenn's d' an eigna Herd hast und a bisl a Sach, so wern di d' Leut aa respektiern. Woast," fuhr sie offenerzig fort, "am liebsten bhaltet i di bei mir da, aber mei', viel Leut lebn no, die uns seiner Zeit mitanand gnennt ham, und du woast ja seln, daß d' Welt boshaft is. Wir warn uns in der Jugend nit bstimmt und jetzt san wir zu alt und müassn's scho lassn, wie's unser Herrgott gricht' hat.

Also über dös redn wir nimmer; wir bleibn guate Freund durchs ganze Lebn, ja, ja, wir müassn's bleibn. Die größt Freud is's mir, daß i in der Lag bin, dir für deine alten Tag z' helfn."

"Aber Ebi, in mein' Lebn hab i no von koan Menschen was angnumma! —"

"Von Fremden nit," unterbrach sie ihn; "aber i bin dir ja doch nit fremd. I zwing di, daß d' mei'



Schenkung annimmt, oder aber, wir san gschiedne Leut! Sei staad iaz — da kimmt mei jüngerer Sohn vom Feld hoam, a braver Burfch, der mir viel Freud macht.“

Der junge Mann begrüßte den Fremden ebenso herzlich, wie das vorhin seine Schwester gethan.

Im traulichen Gespräche vergingen die Stunden, und als es Zeit zum Schlafengehen war, führte der Sohn den Besenbinder ins Gasthaus, wo für ihn Quartier besorgt war. Andern Tags wollte Karl Abschied von der Bäuerin nehmen und zu Fuß nach München wandern, aber Edis Sohn hatte schon das Wägelchen hergerichtet, mit dem er ihn zur nächsten Eisenbahnstation nach Maißach fahren wollte.

So sehr sich Karl auch dagegen sträubte, versah ihn Edi doch mit Geld, daß er in München bleiben konnte, bis der Kauf des Häuschens in Raubling vollzogen sei, welches Geschäft die Amperbäuerin sofort durch den Lehrer ihres Dries einleiten ließ. Sie versprach Karl sogar, ihn dann in seinem neuen Heim zu besuchen.

Flott rollte das Fuhrwerk von dannen. Karl war es so zu Mute, als zöge er in eine neue Welt, in ein neues Leben hinein, und er sandte einen frohen Zuhlschrei zurück zu der ihm nachgrüßenden Edi und ihrem Töchterchen.

Einige Monate später, an einem schönen Herbsttage, bezog der Besenbinder Karl sein neues Heim in Raubling, zugleich mit ihm das glücklichste Ehepaar auf Gottes weiter Erde: Loisl und Genzi. Der Kramladen war vollständig neu eingerichtet, und in Ställe standen zwei prächtige Kühe. Edi, die reiche Bäuerin von Schöngesing, hatte für alles gesorgt und der Genzi auf die Seele gebunden, den Alten so zu halten, als ob er ihr leiblicher Vater wäre.

Diese Sorge fiel aber der jungen Frau sehr schwer, denn Karl konnte und wollte sich durchaus zu keiner Bequemlichkeit verstehen. An die Stelle des frisch angeschafften Bettes ließ er trockene Moosstreu bringen und in der Stube drückte es ihn, weshalb er oft den ganzen Tag auf der Gredbank saß, sein Pfeisfchen rauchte und dabei Besen band. Die meiste Zeit aber sah man ihn mit dem Schubkarren Besenreißer aus den Auen holen und die fertige Ware fortbringen. Sein Abfaß ging bald ins Große, so daß er, während Loisl beim Bahnbau Arbeit fand und Genzi Wirtschaft und Krämerei besorgte, einige Gehilfinnen anstellte und sein Besenhandel sich im ganzen Juntthale ausdehnte.

Wenn Karl dann den ganzen Tag auf Wanderung war, freute er sich doch auch auf seinen häuslichen Herd und auf den herzlichen „Grüß Gott“ seiner Mitbewohner. Erst jetzt, im Alter, lernte er den Wert des traulichen Heims kennen und schätzen, und mit ihm ein Stück jenes Himmels, den die Menschen sich selbst auf Erden zu verschaffen vermögen. An Feierabenden mußte ihm dann oft das junge Paar vorsingen, und dann und wann ließ auch der Alte einen Gesang los, bei welchem sich freilich Loisl immer schmunzelnd an den Geistergesang des alten Siboto in der Falkensteinern Ruine erinnerte.

Edi kam, wie sie es versprochen, öfters mit ihren Kindern zu Gast und freute sich dann, daß es ihr gelungen, das Alter ihres Lebensreiters so zu verschönern. Und ganz merkwürdig war es, daß der Alte fast jedes Mal die Ankunft der Freundin ahnte; denn ohne benachrichtigt worden zu sein, sagte er dann zu Genzi: „Mir is's, als wenn heint d' Edi kaam!“ Und seine Ahnung bestätigte sich meistens.

Dann wurde dem Besenbinder stets das Herz weich, und es bedurfte nach Edis Wiederabreise immer einiger Zeit, bis er seinen gewöhnlichen Frohsinn wieder erlangte.

So vergingen wieder an zwanzig Jahre. —

„Vom langen Lebn wird ma alt,“ pflegte Karl zu sagen, wenn er sah, wie sich oftmals manche wunderten, daß er immer noch am Leben war. Aber mit dem zunehmenden Alter nahmen seine Körperkräfte mehr und mehr ab. Das Besengeschäft mußten allmählich Loisl und Genzi mit ihren nun auch herangewachsenen Kindern übernehmen. Der alte Karl saß jetzt meist auf der Gred, oder er rastete am Ufer des Juns und blickte mit unbeschreiblicher Sehnsucht den Schiffszügen nach, welche den Jun hinabfuhren.

„Mit möcht i!“ rief er da oft in kindischer Weise aus. Und wenn die Fenster im Schlosse zu Neubauern, von der untergehenden Sonne bestrahlt, in hellem Feuer herüberglänzten, die Felsen des Kaisergebirges erglühten und die übrigen Berge wie mit violetten Schleiern bedeckt erschienen, da erhob er sich oftmals und rief der zur Rüste gehenden Sonne zu: „Mit möcht i! Mit möcht i!“

Es war an einem solch wundervollen Herbstabend, an dem der Himmel über und über in Gold und Purpur erstrahlte, als ihm Genzi so schonend als möglich das Hinscheiden der Amperbäuerin meldete. Tief ergriffen vernahm er die Nachricht; er sank in sich zusammen, und ein Beben ging durch seinen Körper. Dann aber, wie durch wunderbare Kraft getrieben, erhob er sich, streckte die Arme nach der untergehenden Sonne aus und rief wie jubelnd aus: „Edi, Edi! I kimm!“ Am selbigen Tage ging auch er zur Rüste.

Noch heutigestags aber erzählt man sich in den Bergen dort die seltsamen Begebenheiten von dem Besenbinder-Karl — dem „Mann im Grunde“.

Die Versuchung.

Von Franz Wichmann.

Es war die höchste Zeit, der Kreuzhofbauer mußte fort in die Stadt. Bis zur letzten Minute hatte er gezögert, und aus einem guten Grunde: es war ihm doch eine bedenkliche Sache, Haus und Hof auf mehrere Tage allein zu lassen. Freilich, seinen Dienstboten durfte er vertrauen, die hatten sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Aber seit sein Weib gestorben, war er unruhig und furchtsam geworden. Man hörte so viel von Unsicherheit im Lande, von Einbrüchen in den benachbarten Dörfern. Wenn die Spitzbuben es auch bei ihm versuchten! — Der größte Teil seines Vermögens lag zwar in sicheren Papieren in der Stadt, aber das Geld, das er auf dem letzten

Biehmarkt erlöst hatte, besand sich noch dort im Schreib-

tisch. Drunten hatte der Anselm den Braunen an das Wägel gespannt, das ihn zur nächsten Eisenbahnstation führen sollte: ungeduldig knallte er mit der Peitsche.

Aber der Bauer ging noch immer unruhig in dem Schlafzimmer umher. Das Geld im Schreibtisch ließ ihm keine Ruhe. Wenn Diebe einbrächen, würden sie hier zuerst nachsuchen. Aber was sollte er thun? Mitnehmen, das war nicht weniger gefährlich, man konnte beraubt werden — oder es verlieren. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er öffnete das Schubfach, zog etwas Zusammengewickeltes hervor und schob es unter den auf niedrigen Füßen stehenden Schreibtisch. Dort so verloren hingelegt, war es am sichersten; da würde es niemand finden.

Es war ganz finster unter dem alten Möbel, und nur, wenn man sich auf den Boden legte, hätte man es entdecken können.

Unser Quirin Walz lächelte verächtlich über seinen klugen Einfall und folgte jetzt beruhigt der Mahnung seines Knechtes.

Die Dienstboten standen alle unter der Thür, als der Herr davonfuhr. Des Nachbarn Alois, der auch auf die Station wollte, lenkte das Fuhrwerk, um es am Abend zurückzubringen.

„Wär' besser, der Herr hielte selbst nochmal Hochzeit, als daß er auf eine andere fähr“, meinte Bertha Birner, die Stallmagd.

„Ist doch seine Schwester, die Hochzeit hält“, entgegnete Lisette Frühwein, die das Hauswesen versah, „da konnte der Herr nicht wohl daheim bleiben.“

„Ist aber auch eine Wittib, die sich den zweiten Mann nimmt; ich denke, der Bauer könnt's auch so machen.“

Anselm blickte die Stallmagd von der Seite an. „Meinst gar, du selber wärst recht für den Herrn?“

„Sein Geld thät' ihr schon gefallen“, lachte Fridolin Hauser, der ältere der beiden Knechte.

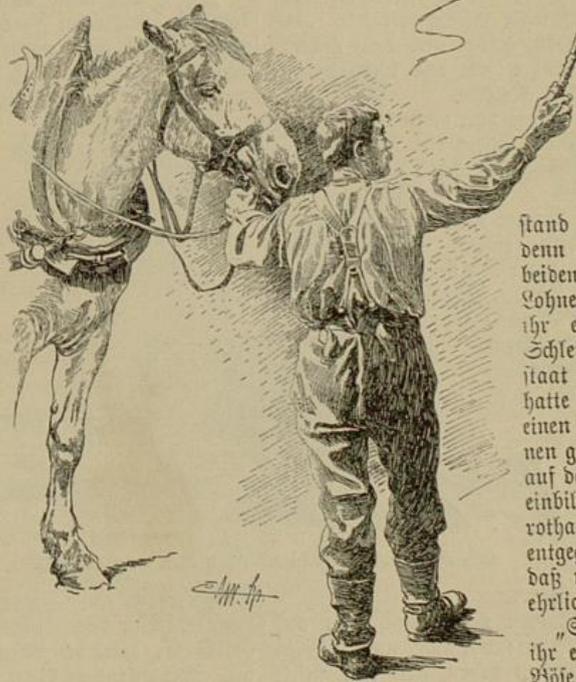
Anselm unterdrückte einen Seufzer. „Ich wüßt schon, was ich thät', wenn ich der Herr wär.“

Die Bertha stemmte die Hände auf die drallen Hüften und lachte ihn an. „Freilich, ein Jüngerer wär' mir schon lieber, aber einen armen Schlucker mag ich nicht.“

Dem Knechte schoß das Blut ins Gesicht. Was half es ihm, daß er das eitle, hübsche Mädchen gern

sah! Er wollte eine bittere Antwort geben, doch eine andere Stimme mischte sich ein: „Geld hat noch keinen glücklich gemacht, und der größte Reichtum — wie unser Herr Pfarrer sagt — ist die Ehrlichkeit.“

Die Stallmagd lachte verächtlich. Das sah der dummen Gans, der Lisette, ganz ähnlich. Sie konnte dieses stille, bescheidene Mädchen, das den ganzen Tag rastlos im Hause thätig war, nicht leiden. Und daß ihr der Anselm früher gut gewesen, mochte sie ihr vollends nicht vergessen. Wie konnte man nur dieses armselige Geschöpf, dessen eine Schulter höher war als die andere, und das nicht einmal ein hübsches Gesicht hatte, gern sehen! Nun, seit sie selbst auf den Hof gekommen, hatte sich das freilich geändert. Die beiden Knechte



Drunten knallte Anselm ungeduldig mit der Peitsche.

bemühten sich nur noch um sie, und das war es, was sie wollte. Ein ernstes Verhältnis einzugehen, kam ihr nicht in den Sinn, und das Beste war, es mit keinem zu verderben. So

stand sie sich am besten, denn schon oft hatten die beiden von ihrem kärglichen Lohne etwas abgespart, um ihr ein Band oder eine Schleife für ihren Sonntagsstaat zu kaufen. Letztlich hatte ihr der Anselm sogar einen Ring mit einem schönen grünen Stein geschenkt, auf den sie sich nicht wenig einbildete. Sie warf den rothaarigen Kopf zurück und entgegnete spitz: „Ich denke, daß wir alle nicht weniger ehrlich sind wie du!“

„So betet zu Gott, daß ihr es bleibt und euch der Böse nicht in Versuchung fähre“, antwortete Lisette

in ihrer sanften Weise und ging davon, ihrer Arbeit nach. Sie wollte die Abwesenheit des Bauern benutzen, um das Haus gründlich zu putzen. Das Schlafzimmer, das der Herr den Dienstboten nur ungern offen ließ, bedurfte schon längst der Säuberung. Dort wollte sie den Anfang machen.

„Thät' eine gute Pfarrersköchin geben, die Lisette, meint ihr nicht auch“, spottete die Stallmagd, „predigen kann sie besser wie der hochwürdige Herr selber.“

Die Knechte lachten laut, so daß es die Verhöhte im obern Stockwerk hörte. Von Anselm thät es ihr wehe. Das Beste war: Arbeiten und Vergessen. — Sie kniete nieder und begann den Boden aufzuwaschen.

Unter den Möbeln hatte sich Schmutz und Spinnwebewebe angesetzt; sie nahm den Besen am Stiel, um es fortzukehren. Unter dem Schreibtisch stieß sie auf

einen festen Gegenstand; sie zog ihn hervor und unterjuchte ihn. Das Klirren und Klang, . . . herrlich, das war Geld! Erschrocken schob sie den Pack wieder zurück, ohne weiter nachzusehen. Wie kam das Geld nur dorthin? Hatte der Herr es versteckt, — oder wußte er selbst nicht darum? Das Geheimnis begann sie zu drücken. Sie kam sich wie schuldig vor, daß sie darum wußte. Bis zum Abend hielt sie es aus. Dann, als man sich zum Essen um den runden Tisch in der Gefindestube setzte, mußte sie sich das Herz erleichtern. Es war doch besser, wenn alle darum wußten, damit es kein Unberufener finde. So erzählte sie, was sie gefunden. Eine Zeit lang schwiegen alle; jeder blickte verstohlen auf den andern.

„Geld, das man findet, braucht man nicht abzuliefern,“ meinte Fridolin, „das ist kein Diebstahl.“

„Pstui, schäme dich,“ sagte Lisette entrüstet, „was wir nicht erworben haben, gehört uns auch nicht.“

„Wenn man nur wüßte, wie das Geld dorthin gekommen ist?“ bemerkte Anselm.

„Gewiß hat es die Selige dort versteckt, damit es der Herr nicht finden solle,“ rief Bertha.

„Der Bauer weiß gewiß gar nichts davon,“ fügte Fridolin hinzu.

„Wenn das wäre,“ begann Anselm, schwiege aber wieder unter dem ernstesten, strafenden Blicke, den Lisette ihm zuwarf. Aber bei sich dachte er's zu Ende: Wenn

das wäre, dürfte man es ohne Gefahr nehmen. Wenn einem etwas genommen wird, von dem man nichts weiß, so hat man auch keinen Schaden davon. „Wieviel ist's denn?“ fragte er laut.

„O, es ist eine große Summe, — ich habe noch nie soviel Geld

beieinander gesehen, gewiß ein paar hundert Mark.“

Die Knechte rissen Augen und Mund weit auf. Die Gewißheit, einen Schatz, den man nur zu heben brauchte, so in der Nähe zu haben, übte eine starke Wirkung auf sie. Armer Leute Kinder, die von früher Jugend an bei Fremden ihren kärglichen Verdienst gesucht, wie sie sämtlich waren, hatten sie noch nie viel klingende Münze ihr eigen genannt. „In unserer Kammer findet man kein Geld!“ seufzte Fridolin.

„Wenn wir nur auch ein solches Päcklein hätten!“ setzte Anselm hinzu. Und im stillen dachte er, wie herrlich es sein müßte, sich neue Sonntagskleider und warme Handschuhe zu kaufen, und einen schönen Hut, in dem man auf der Kirchweih am nächsten Sonntag den Herrn spielen könnte. Und die Bertha sollte auch nicht zu kurz kommen. Die würde das Beste und Schönste erhalten, was sich finden ließ. Dann konnte sie ihm seine Armut nicht mehr vorwerfen, und er konnte ihr einen regelrechten Heiratsantrag machen.

Den Fridolin umgaukelten die gleichen Vorstellungen. Schweigend und verstimmt erhoben sich alle.

Niemand hatte Lust, noch etwas zu schaffen. Selbst Lisette schlich sich auf ihre Kammer, die Thränen waren ihr nahe; sie wußte selbst nicht, warum; aber eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Erst im Gebet fand sie Ruhe und Frieden wieder.

Die Knechte schliefen nicht, wachend wälzten sie sich auf ihrem Lager, ohne es zu wagen, einander ihre Gedanken zu verraten. Am folgenden Morgen aber ward es Fridolin unerträglich.

„Man könnte einmal nachsehen, ob die Lisette wahr gesprochen,“ meinte er, als sie sich rüsteten, auf das Feld zu gehen. Anselm blieb stehen.

„Das wäre nichts Unrechtes. — Aber ich traue mir's nicht. Wenn der Herr zurückkäme.“

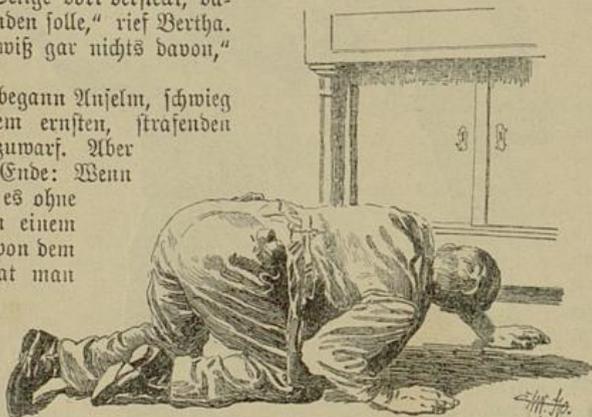
„Nein, der kann unter drei Tagen nicht wieder kommen. Wenn du Furcht hast, gehe ich selbst hinauf; nehmen will ich's natürlich nicht; nur einmal anschauen.“ Anselm blieb an der Treppe stehen, während Fridolin zum Schlafzimmer hinaufschlich.

„Wenn mich nicht hört,“ dachte er, „die ist so einsältig, mit ihrem Gewissen.“

Aber das Mädchen war mit der Stallmagd im Hofe beschäftigt. Er sagte Mut, warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch. Wirklich — da war es, hart und schwer. Er hielt einen alten schmuggigen Lumpen in seiner Hand und wickelte ihn auf. Ein gestrickter Beutel lag vor ihm. Mit zitternden Fingern

machte er ihn auf. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Fenster. Wie das glitzte und blitzte! Gold, lauter Gold! Er hielt den Atem an, seine Augen weideten sich. Wenigstens zählen mußte er es doch. Das war eine unglaubliche Summe — ein ganzes Vermögen! Die Stücke klangen in seinen zitternden Händen. Dreihundert Mark! Er ließ das Geld in den Beutel zurückfallen und wog ihn in seiner Hand. Damit konnte man alles haben, alles kaufen, die ganze Welt. Unwillkürlich ließ er es in seine Tasche gleiten. Wie das schwer war! Er schlug mit der Hand daran. Das klirnte und klang. — Mein Gott, wenn er ein reicher Mann wäre! Aber ein Gedanke erschreckte ihn. Die andern wußten darum, sie würden ihn verraten; aber teilen wollten sie, es blieb ja auch so für jeden genug. Er holte den Beutel wieder hervor, schob ihn an seinen Platz und kehrte leise zu Anselm zurück.

Als Lisette eine Viertelstunde später durch den Hausflur ging, sah sie die beiden Burschen flüsternd am Fuße der Treppe stehen. Wie sie sich näherte,



Er warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch.

schwiegen sie und blickten zu Boden. Wieder folterte sie die Angst und schnürte ihr die Brust zusammen. Als am Mittag die Knechte vom Felde heimkehrten, stand sie hinter der angelehnten Hausthür, ohne daß man sie bemerkte. Die Knechte sahen sich um, ob sie allein wären. Lisette rührte sich nicht. Wieder begannen sie zu flüstern: „Ich hab' die ganze Nacht davon geträumt, Fridolin.“

„Ich habe auch nicht schlafen können.“
„Wenn wir's hätten, könnten wir ruhig sein.“

„Hol du's, Fridolin!“

„Ich hol's nicht, hol du's!“

„Aber wir teilen ehrlich.“

„Natürlich!“

„Und die Bertha?“

„Die bekommt auch ihr Teil davon. Der Lisette brauchen wir nichts zu geben, die kenn' ich!“

„Aber wenn sie uns verrät?“

„A bah, das laß meine Sorge sein, die fürchtet sich vor uns.“

„Ich thät' es holen, aber ein Zehner muß dem extra gehören, der es wagt.“

„Weinetwegen!“

Sie schreckten auf, Bertha kam vom Stalle herein. Sie wies nach oben. „Ich hab' es auch gesehen!“

„Liegt es noch dort?“ fragten beide.

„Freilich, bis es einer holt. Das gäb' eine lustige Kirchweih, he!“

Sie waren durch den Flur der Treppe zu gegangen. Lisette schlüpfte aus ihrem Verstecke.

„Kommt, das Essen ist fertig.“

Anselm schreckte zurück. Man mußte noch warten. Aber am Nachmittag sollte es geschehen.

Nach der Mahlzeit saßen sie wieder stumm und brütend da. Nur Lisette verließ das Zimmer und ging in den oberen Stock hinauf. Nach einer Weile hörte man in der Kammer ihre Schritte. Dann kam sie wieder herab, als Bertha sich eben entfernte, um nach dem Vieh zu sehen.

„Du gehst fort?“ fragte Anselm.

„Zur Mühle nach Bachau, das Mehl ist ausgegangen. Vor Abend bin ich wieder da.“

Die Knechte sahen sich an, die Gelegenheit war günstig.

„Jetzt thut' ich's,“ flüsterte Anselm und schlich hinaus. Fridolin holte sich einen Krug frischen Most aus dem

Keller. „Morgen trinken wir Wein,“ dachte er, „das soll ein lustig' Leben werden.“

Dem Anselm zitterten die Knie, als er das Schlafzimmer betrat. Mit fiebernden Händen griff er unter den Schreibtisch. Er fühlte nichts, das Geld mußte ganz hinten liegen. Er streckte sich auf den Boden aus, um tiefer hinuntergreifen zu können. Tod und Hölle, was war das! Er erreichte die Wand, ohne etwas zu greifen. Das Geld war nicht mehr da! — Der Fridolin, der Glende, hatte ihn betrogen! Der mußte das Geld genommen haben und suchte vielleicht in diesem Augenblick schon damit das Weite. Eine fürchterliche Wut erfaßte ihn. Er wollte aufspringen. Da lähmte ein jäher Schrecken seine Füße. Schwere

Tritte kamen die Treppe herauf, er kannte sie, es war der Bauer! Mit einem Satz stand er an der Thür, aber ehe er hinaus schlüpfen konnte, trat der Bauer bereits auf die Schwelle. Vom Schuldbewußtsein erdrückt, stand Anselm mit schlotternden Knien am Thürpfosten.

Der Kreuzhofbauer, der unten im Hause niemandem begegnet war, machte ein verwundertes Gesicht, als er den Knecht aus seiner Kammer kommen sah.

„Bin unerwartet heimgekehrt,“ sagte er kurz, „mein künstiger Schwäher hat sich den Fuß gebrochen, und die Hochzeit ist verschoben worden; da bin ich heut früh wieder fort, um daheim nach dem Rechten zu sehen. Aber was thust du da, Anselm?“

Der Knecht zitterte am ganzen Leibe. Was sollte

er antworten? Sein halbes Leben hätte er gegeben, wenn ihm diese Dual erspart geblieben wäre. Das war nun die Strafe! Aber daran war sie schuld, die falsche, eitle Bertha, um ihretwillen hatte er es thun wollen; o, wie er sie in diesem Augenblick haßte.

Der Bauer wiederholte ungeduldig seine Frage.

„Ich,“ stotterte Anselm, „ich hab' die Lisette gesucht.“

„Hier oben in meiner Kammer?“

„Sie hat hier gepuht.“

Das war freilich schon gestern gewesen, aber dem Geängstigten fiel nichts anderes ein.

Der Kreuzhofbauer stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Hast du's noch immer mit dem Mädel? Du weißt, daß ich die Liebeleie nicht will.“



„Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

„Aber sie ist ja gar nicht mein Schatz — die — die!“
Er stockte aufs neue unter dem forschenden Blicke des Bauern, dem sein Benehmen verdächtig vorkam, und schlich mit gesenktem Kopfe aus der Thür.

„Er hat ein böses Gewissen,“ murmelte der Bauer, und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, eilte er auf die Wand zu, kniete nieder und griff unter den Schreibtisch. Sein Gesicht entfärbte sich. Wahrhaftig, das Geld war fort. „Räuber, Diebe!“ kreischte er auf. Und mit ein paar Säßen sprang er die Treppe hinab.

Der Fridolin drückte sich eben aus der Hausthür, aber den Anselm erwischte er noch im Flur. „Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

Der so überraschte konnte kaum ein Wort hervorbringen. „Ich, — ich weiß von nichts!“

„Führe mich auf deine Kammer, ich will sehen, wo du es versteckt hast?“

Anselm öffnete alle seine Sachen, aber das Suchen blieb erfolglos.

„So hast du es bei deiner Liebsten verborgen. Wir werden es schon finden.“

Rasch ging er in Lisettens Kammer. Ihr Koffer war nicht verschlossen. Krampfhaft durchwühlte der Bauer den Inhalt.

„Da, da, — was hab' ich gesagt? — Da ist es!“

Er hatte ein paar Strümpfe und Taschentücher herausgeworfen, unten auf dem Grunde lag das entwendete Geld. — „Willst du gestehen, ihr habt mich gemeinsam beraubt!“

„So wahr mir Gott helfe, Herr, ich weiß von nichts,“ stammelte Anselm mit tödlichem Schrecken, „aber die, die — hat es nicht gethan.“

„So, das wollen wir sehen! — Wo ist die Dirne?“

„Fortgegangen, auf die Mühle, Herr!“

„So wird sie gleich zurückkommen, du bleibst bei mir, und daß du ihr kein Zeichen giebst, kein Wort redest, sonst schick' ich auf der Stelle nach dem Gendarm.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Hausthür ging. Lisette kam in die Küche und stellte das Mehl ab. Dann schickte sie sich an, die Treppe emporzusteigen.

Als sie auf der obersten Stufe ankam, trat ihr der Bauer unvermuthet entgegen, während Anselm sich zitternd im Hintergrunde hielt. „Wo ist das Geld?“ schrie er sie an. Sie schien wirklich zu erschrecken. Dann aber sagte sie sich und sah ihm ruhig ins Gesicht. „Das Geld, das unter dem Schreibtisch lag?“

„Ja, du weißt also?“

„Gewiß, ich habe es gefunden, als ich die Kammer putzte.“

„Und gestohlen!“

„Gestohlen!“ schrie sie auf. „Ich habe es fortgenommen, es liegt in meinem Koffer.“

„Freche Dirne, das wagst du mir zu sagen! Gehe es nur, ihr habt gemeinsame Sache gemacht, dieser hat es dir gegeben.“

„Anselm! Bei allen Heiligen, er ist unschuldig!“

„Wie die Lisette, das schwör' ich,“ rief der Knecht in plötzlich ausbrechendem Gefühl.

Der Bauer wußte nicht, was er denken sollte; Lisettens Ruhe, ihr offenes Geständnis entwaffneten ihn.

„Sprich, wie kamst du dazu?“

„Ich nahm es fort, damit es niemanden in Versuchung führen sollte,“ entgegnete sie fest, und ihr Blick traf Anselm, der glühend rot wurde und sich abwandte.

Der Bauer fühlte, daß sie die Wahrheit sprach. Sein Zorn schwand plötzlich.

„Wenn es so ist, Lisette! Du bist ein braves Mädchen, ich glaube dir.“

Fremdige Röthe färbte die Wangen der Magd, nicht weil sie den Verdacht gegen sich entkräftet, sondern weil sie den Geliebten gerettet sah. Um ihn hätte sie alles ertragen, selbst den schändlichen Verdacht eigener Schuld.

Als sie wieder fortgegangen war, schlich Anselm ihr nach. Im Flur begegnete ihm Bertha. Er würdigte sie keines Blickes und wandte ihr verächtlich den Rücken. Er war plötzlich ein anderer Mensch, ein reuiger, zerknirschter Sünder geworden. „Lisette,“ flüsterte er, als er die Magd im Hofe traf, „Lisette!“

Sie wandte sich um. „Was willst du?“

„Dir danken,“ sagte er mit niedergeschlagenen Augen.

„Danken, wofür?“



Ruhig mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm ihre Hand, die er zärtlich drückte.

„Daß du mich gerettet vor mir selbst, vor dem Bösen, — ich weiß es ja, nur um meinetwillen hast du es gethan.“

Das Mädchen schauderte. „So warst du wirklich im Begriffe, den Schurkenreich zu thun?“

„Ja,“ rief der Bursche in überquellender Reue, „und ohne dich wäre ich jetzt ein Verbrecher. Kannst du mir verzeihen, Lisette?“

„Wenn du wahrhaftig bereuist, ja!“

„O Dank, — und — und kannst du mich auch noch ein wenig lieb haben, wie früher?“

„Lieber noch,“ sagte sie, „denn jetzt weiß ich, daß du nie mehr auf Abwege geräthst; diese Stunde wirst du nicht vergessen.“

„Niemals, niemals. — Aber eines schwöre ich dir bei den Höllequalen der Angst, die ich ausgestanden, fortan will ich arbeiten und sparen, für dich Lisette für unser Glück; du machst mich reicher als alles Geld der Welt.“

Ruhig und mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm da ihre Hand, die er zärtlich drückte.

Der kluge Handwerksbursche.

Der Maier Arnold war auf der Reise und, was sein Außeres betrifft, gegen die Gewohnheit vieler Handwerksburschen sehr sauber, ja man kann sagen, nobel gekleidet. Ein nagelneuer Kammgarnanzug, ein weißes Hemd mit Stehkragen, ein schwarzes Filzhütchen, noch kleiner, als es der alte Napoleon trug, ein Paar hochabsätzig, guterhaltene Bottinen und eine von Gold sein sollende Uhrkette, die breit und dick sich über das Brusttuch legte, so daß man im Notfall auch einen Radschuh dran hängen konnte, all dies gab ihm ein ganz „herrliches“ Aussehen, um so mehr, als auch der schwarze Schnurrbart gedreht und gedreht war, als käm' unser Wanderer stracks aus dem Magyarenland.

Nicht ganz so nobel sah es im Magen aus; da sprang der Hunger an den glatten Wänden hinauf, denn der Geldbeutel des Arnold war leer, ach so leer, daß er diesen Tyrannen mit dem besten Willen nicht bändigen konnte — wenigstens nicht auf herrliche Art.

„Doch wozu,“ sagte der Arnold „ist man auf der Reise und wozu giebt es reiche Bauern? Fechten wir also! Wer auf Reisen war und nicht gesochten hat, ist auch kein rechter Handwerksbursche!“

Auf einem Ausläufer des Schwarzwaldes unweit der Landstraße liegt im Schatten einer uralten, mächtigen Linde und im Spalier hochgewachsener, zitternder Pappeln, massiv und behäbig wie eine Ritterburg der alten Zeit, der Bühlhof, ein schönes, zweistöckiges Wohnhaus, dessen hellglühende Fenster und blendend weiße Vorhänge, ebenso wie die ausgedehnten, in gutem Stande befindlichen Oconomiegebäude den Wohlstand des Bauern und die Tüchtigkeit der Bäuerin bekunden.

In der Wohnstube, wo Tisch und Stühle blank geschuert, Holzwerk und Decke aber mit gelbem Ocker

gut gestrichen, braun mazeriert und mit wasserhellem Kopallack ausgezogen sind, sitzt soeben der Gendarm Schlaule und hat vor sich auf zinnernem Teller ein Stück Speck, Speck von erster Güte, mit so einladenden roten Streifen drin, — und neben dem Teller steht ein Glas echtes Chrieswasser und in der Hand hält er eben einen gar riesigen Laib Brot, von dem



Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben sieht der schmucke Arnold.

er nun, als waffengeübter Mann, mit Geschick ein gehöriges Stück herunterfäbelt.

„Trinke-n au,“ sagte der Bauer, ein weißhaariger Mann mit gutmütigem Gesicht, „trinke-n au, Herr Stationskummidant; trinke-n au, aß i nomol ischente cha. Oder isch des Chrieswasser am End nit guet?“

„Bühlbauer, prima Ware! Hab' noch nichts so getrunken,“ sagte der Gendarm, der die schwache Seite der Bauern kannte und wußte, daß sie in dem Maße willfähriger und freigebiger werden, als man sie lobt. „Auf Chre, noch nichts so getrunken! Aber zu viel darf man doch nicht trinken, besonders, wenn man noch Dienst hat,“ fügte er bei, leerte aber doch das Glas auf einen Zug.

Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben steht der schmucke Arnold, der hier nichts anderes als

fechten wollte. Aber beim Anblick des Gendarmen faßt er sich schnell: „Nüt für unguet, Buur, i ha wölle froge, ob Zhr Euer Farre no hänn. I bi vo Sitzehilch, sott e G'meinsfarre chaufe, und do hett mer öpper g'sait, Zhr haige-n ein. Wie isch's?“

„I ha-n emol ein g'ha,“ sagte der Bauer, „aber er isch scho lang furt. Aber chömme numme-n ine, e Gläskli Chriestwasser wird nüt schade, wemme so wit g'losse-n isch.“

„Hunger und Durst sinn just nit groß,“ entgegnete Arnold, „aber i will Euch nit verzürne-n und e weng mithalte. Schömme-n-er emol uf Sitzehilch, so mache mer's wieder wett!“

Mit diesen Worten setzt er sich an den Tisch gerade gegenüber dem Gendarmen und spricht alsbald dem Speck und dem Chriestwasser eifrig zu. Wenn der Gendarm dem Bauern etwas erzählte, daß dieser Mund und Nase aufsperrte, dann unterhielt sich der Arnold währenddem ebenso eifrig mit Chriestwasser und Speck, und der Gendarm that dasselbe, wenn der Arnold dem Bauern Vortrag hielt.

Als sie beide gefättigt waren, brach der Gendarm auf, denn er habe noch eine weite Tour zu machen, wie er sagte, indem er dem Arnold freundschaftlich die Hand drückte.

Nach einigem Hin und Her über Farren, Rüh' und Kälber nahm auch Arnold seinerseits dankend Abschied vom Bauern. Seinem Dank fügte er noch die Einladung und die Bitte bei, der Bauer möge auch einmal bei ihm in Sitzehilch vorstellig werden, wo man dann Chriestwasser und Speck wett machen könne.

Der „Stationskummidant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief. Dieser lautete wie folgt:

„Gehertzer Heer Stabzionsgummitant!

Ich mus Inen noch meinen Dank außsprechen für die Nachsicht, die sie mit mir haben, indem daß sie mich als einen Bauer ansaen und war doch nur ein Schneibergeisel als ich mit Ine Spel und Schnaps gegeesen habe. Mir für ungut, daß ich sie so angelogen habe mit dem Bauern, es müste so sein wen sie mich nicht beim Betteln erdabben sollten.

Im übrigen ihr ganz guter Freund und Zechspezel.

Nachschrist: Ja, wen sie wistzen, wie ich heiße, — gelten, wären sie froh.“

„Das ist einmal ein frecher Spatz,“ sagte der Gendarm. „Man weiß nicht, ob man sich mehr über

sein Infognito beim Bühlbauer oder über diesen Brief wundern soll. Ein abgefeimter Spitzbube ist es auf alle Fälle. Na warte, wenn ich dich kriege!“

Aber bis der 1900er Kalender heraus ist, hat er ihn noch nicht gehabt.

Magdalen.

Von Anna Geis.

„So, Frau Hahn,“ sagte der Pfarrer, „ich habe das Meine gethan. Überlegen Sie sich's nun. Die Magdalen ist ein braves, fleißiges Kind, vielleicht lernen Sie sie lieben und machen gut, was an ihr gesündigt wurde.“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Sie verstehen sich nicht auf mich, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie herb, aber ruhig, „so was liebt man nicht. Ich hab' da auch nichts zu überlegen. Mein Gewissen ist rein, ich that recht mein Leben lang. Das Mädchen ist Waise, brav und fleißig; warum sollt' ich sie nicht auf den Hof nehmen? Ich brauch' eine. Alles andere geht mich nichts an.“

„Das machen Sie mit Ihrem Gewissen ab,“ erwiderte der Pfarrer. „Wer sich dünket, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, — wir sind allzumal Sünder.“ Als die Bäuerin unbeweglich blieb, fuhr er fort: „So kann ich heute, am Palmsonntag-abend, noch die Magdalen herschicken?“

„Mir ist's recht, Herr Pfarrer. Ich werd's auch dem Willem sagen.“

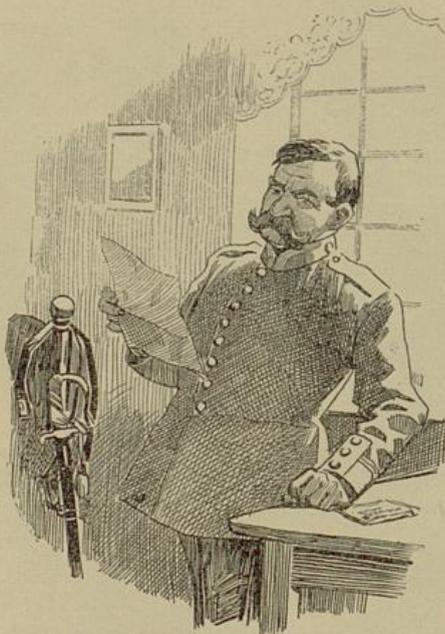
Sie geleitete den Pfarrer noch bis an die Straße und kehrte dann um, gesenkten Hauptes und langsam die

wenigen breiten Steinstufen vor der Hausthüre hinaufsteigend. Als sie in die Wohnstube rechts von der Hausthüre trat, in der das große Ehebett mit den geblühten Kattunvorhängen den meisten Raum beanspruchte, war ihr Mann vom Hofe her über den Flur hereingekommen.

„Gut, daß du da bist,“ begann die Bäuerin unwirsch, „heute abend kommt . . . die Magdalen . . . von der Nählflett . . . zu uns.“

Der Bauer fuhr zusammen. „Die Magdalen?“ fragte er fassungslos.

„Ja, der Pfarrer hat mir's angetragen. Am Freitag ist die Lissett gestorben und heute die Magdalen konfirmiert worden. Jetzt hat sie kein Unterkommen. Wir sind halt die Reichen, da geht's immer zuerst dran. Sie soll fleißig und brav sein. — Hoffentlich



Der „Stationskummidant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief.

hält sie sich besser wie die Lisett," so fügte sie scharf hinzu und sah den Mann dabei an.

Er sagte gar nichts, sondern begann seine Pfeife zu stopfen und stierte vor sich hin. Die Nählisset war tot und ihr Kind — sein Kind! — kam als Magd auf den Hof! — Immer war ihm das Kind ein Vorwurf gewesen, wenn er's gesehen, das blasse, stille Kind mit den blonden Haaren und blauen Augen. Und nun nahm's die eigene Frau auf den Hof!

Da hatte er als junger Bursch die Lisett, die in der Stadt das Kleidermachen gelernt, weil sie zu schwach zur Bauernarbeit war, behört und hernach ließ er sie einfach sitzen, da er die reiche Müllerami heiraten sollte. Und er hatte doch die Lisett so lieb gehabt, so sehr lieb!

Die Lisett zog ihr Kind groß unter unendlichen Thränen, die keiner sah; sie klagte nie, sondern ging still und unverdrossen ihren dornigen Weg weiter. Das Thränenkind wurde ein hübsches, aber blaßes, fleißiges Mädchen. Es sah aus wie eine Blume, die im Schatten aufgewachsen ist und der Sonne bedarf. Außer der unbegrenzten Liebe seiner Mutter hatte es nicht viel gehabt; es hatte immer nur den Mangel gekannt und den Kummer gesehen im Angesicht der Mutter, die noch auf dem Sterbebette bat: „Vergieb, daß ich dir ein solches Leben bereite, und bleibe brav!"

Nun hatte die arme Magdalen niemand mehr, der sie liebte. Allein ging sie zum Altar im ärmlichen schwarzen Kleidchen, welches ihr die Mutter mit den letzten Kräften aus dem eigenen Einsegnungskleid zurechtgestrikt. Allein, mit rotverschwellenen Augen, wandte sie aus der Kirche in der Mutter Stübchen, wo deren Leiche aufgebahrt war. Da fand sie die Pfarrerin, als sie voll erbarmender Liebe nach dem einsamen Kinde zu sehen kam, das bei ihr wohnte seit der Mutter Tod.

„Geh du mit mir, Magdalen. Ich noch bei uns zu Mittag; mein Mann wird sorgen, daß du unterkommst. Morgen geh' ich wieder mit dir hierher und zum Begräbniß.“

Gehorsam, wie die Mutter es allezeit gelehrt, es zu sein, erhob sich das Mädchen. Aber unter der Thüre wandte es sich noch einmal, lief an den Sarg, in dem die Mutter so bleich und still lag, und schrie auf: „Ach, Mutter, nimm mich doch zu dir!"

Noch lag der Schmerzenszug um den schmalen Mund, mit dem sie gebeten: „Vergieb, daß ich sündigte," — zugleich auch ein stiller Friedenszug, daß endlich der heiße, bittere Kampf zu Ende sei. Und das Kind sah auch den Zug, denn es war gewohnt, im Antlitz der Mutter zu lesen, und es erstickte den lauten Schmerz in dem Gefühl, daß der Mutter nun wohl sei.

Am Abend ließ Magdalen sich eben so ruhig und gefaßt vom Pfarrer zur Schulgebäuerin führen.

Die Frau stand in der Hausthüre, als das ungleiche Paar herankam. Der breitschulterige große Mann, das schwächliche kleine Mädchen an der Hand.

„Da ist sie, die kleine, brave Magdalen," sagte der Pfarrer nach der Begrüßung. „Ich wünsche von Herzen, daß sie hier eine bleibende Stätte finde.“

„Unsere Leut' bleiben alle lange hier," entgegnete die Bäuerin mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Wenn die Magdalen fleißig ist und gut thut, mag sie auch bleiben.“

„Öffnet ihr nicht nur das Haus, sondern auch das Herz," sagte der Pfarrer leise, unter der Hausthüre stehen bleibend. „Ein Kind bedarf so sehr der Liebe.“

„Gehen Sie nur herein, Herr Pfarrer," sagte die Bäuerin gelassen, ohne die Bitte zu beantworten.

„Ich habe noch eine Schwerfranke zu besuchen, Frau Hahn," erwiderte der Pfarrer. „Gebe Gott das Beste für uns alle. Liebe Magdalen," so wandte er sich hierauf an das still danebenstehende Kind, „suche hier die Liebe zu erwerben, derer du bedarfst; bleibe allezeit gut und brav. Der Herr segne deinen Eingang hier, mein Kind!"

Sich zum Gehen wendend, setzte er hinzu: „Morgen geben Sie wohl dem Kinde noch frei, um die Mutter zu begraben!"

„Ich bin kein Unmensch!" erwiderte die Bäuerin kurz; sie reichte dem Pfarrer zum Abschied die Hand und folgte dann dem Kinde in die Stube.

Da standen bereits die Schüsseln fürs Abendessen, und der Bauer, die beiden Knechte und die Magd saßen um den Tisch.

„Setz dich. Ich mit," sprach die Bäuerin kurz, aber nicht unfreundlich und schob das Kind hinter den Tisch neben die Magd.

„Mich hungert nicht, ich danke," sagte Magdalen leise; aber die Bäuerin schnitt ein Stück Fleisch ab, legte es dem Mädchen auf dem Teller vor und gab ihm ein Häuslein geröstete Kartoffeln. „Ich nur, ich; du brauchst Kraft. Nimm dir auch Dickmilch; das macht frisch.“

Langsam aß das Kind alles auf in dem gewohnten Gehorsam, der ihm zur zweiten Natur geworden. Als es auch noch ein paar Löffel Dickmilch aus der allgemeinen Schüssel gegessen hatte, leckte es seinen Löffel sauber ab und sah die Bäuerin einen Augenblick an.

Diese blickte nach ihrem Manne und begegnete seinen Augen. Sie hatte ihren Mann nie geliebt, aber sie war ihm eine gute Hausfrau gewesen. Heute zum erstenmale las sie in den blauen Augen des Mannes, mit denen sie ja auch das Kind anblickte. Sie las darin eine stumme, angstvolle Bitte, die sein Mund nicht auszusprechen wagen würde. Schweigend, ohne im geringsten zu verraten, daß sie ihn verstanden, aß sie zu Ende. Die Magd und die Knechte aber waren schneller als je fertig, und draußen in der Küche fuhren sie mit den Köpfen zusammen.

„Sackerlott," sagte Hannes, der jüngere, „das Kind ist ja eine Blamatsch für den Willem. Es gleicht ihm wie ein Ei dem andern.“

„Freuen kann sich das hier," warf die Magd hin, „es wird ein Leben haben wie im Himmel bei der Frau.“

„Reiß das Maul nicht zu weit auf, Karline, die Bäuerin ist so uneben nicht,“ meinte gelassen der ältere Knecht, der Peter. „Ich muß füttern gehen, komm, Hannes, lang' mir Heu.“

Die im Zimmer Zurückgebliebenen saßen derweil stumm bei einander, bis die Karline den Tisch abgewaschen hatte. Der Bauer stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich hin; Magdalen wartete, daß man mit ihr reden würde. Sie erhob sich endlich schüchtern und kam hinter dem Tische hervor. „Habt Ihr für mich zu thun?“ fragte sie gepreßten Tones und blickte die Bäuerin an. Diese stand beim Klange der Kinderstimme mit einem jähen Ruck auf, als sei sie im Traume gestört worden.

„Nein,“ sagte sie hastig und rauh. „Du kannst hier bleiben und im Gesangbuch lesen, du brauchst's. Dann sag' ich dir gleich, daß du bei der Karline schliffst. Ich hab' dir das Bett zurecht gemacht. Wenn du nachher müde bist, geh und leg dich.“

Das zusammenschreckende Kind keines weiteren Blickes würdigend, setzte sie sich in den lederbezogenen großen Lehnstuhl neben dem Kachelofen, so daß sie ganz im Schatten des Bettes saß.

Der Bauer erhob sich nun auch, langte seine kurze Peise von der Wand am Fenster, griff im Vorübergehen das alte Gesangbuch, welches auf dem hochbeinigen, gelbangestrichenen Pulte lag, in dem er seine Gelder und Papiere verwahrte, und legte es vor das noch immer regungslos dastehende Mädchen. Dann ging er schlurfenden Schrittes durch die Stube und flinkte die Thüre laut hinter sich zu.

Gedankenlos nahm Magdalen das Buch zur Hand und schlug es auf. Aber sie las nicht, sie merkte nicht einmal, daß sie das Buch verkehrt hielt. Ein Schleier legte sich ihr vor die Augen, der immer dichter wurde, bis plötzlich zwei dicke Thränen über ihre blassen Wangen flossen und schwer auf das aufgeschlagene Buch fielen. Da stieß das Kind das Buch zurück, verschränkte die Arme auf der Tischplatte, drückte den Kopf dagegen und weinte lautlos. Nur das heftige Zucken des kleinen, zarten Körpers gab Zeugnis von der Gewalt seines Schmerzes.

Die Bäuerin atmete tief und schwer, als sie das alles sah; aber sie regte sich nicht, und kein tröstendes Wort kam über ihre Lippen. — Sie war stets brav und sitzsam ihre Wege gewandelt, hatte nur gethan, was recht war; ihr war's versagt geblieben, eigene Kinder zu haben. Nun mußte sie das uneheliche Kind ihres Mannes um sich im eigenen Hause dulden.

Es war ein seltsames Gefühl in ihr wach geworden, als der Pfarrer ihr am Morgen den Vorschlag gemacht hatte: Bitterkeit, Empörung, ein wenig Nachsicht gegen den Mann, der sie einst nicht gewollt und nur auf Drängen und Zureden seiner Sippe genommen. Nicht, daß sie ihn etwa so sehr geliebt hätte! Aber sie wollte ihn heiraten, weil er reich, hübsch und ein staßlicher Bursche war, der zu ihr paßte. — Ohne das Ereignis mit der Nählfest wär's vielleicht eine verhältnismäßig glückliche Ehe geworden. So aber

lag von vornherein ein Schatten auf ihrem Wege, und als nun gar die Ehe kinderlos blieb und gar der Bauer in den ersten Jahren ab und zu einmal seufzte: „Das ist meine Strafe, weil ich mich an der Lisset vergangen“ — da blutete das stolze Herz der Frau vor Schmerz und Zorn. Sie gebrauchte Sympthiemittel, sprach mit weisen Frauen, nahm ein, was ihr der alte Schäfer verschrieb, — alles half nichts.

So ward sie allmählich die verschlossene, rauhe Frau, als die sie erschien; ihr Innerstes kannte ja keiner. Sie war fleißig, dem Manne eine sorgsame Frau, dem Gesinde eine gute Herrin, war wohlthätig wie nur eine im Dorfe, — aber alles thaten die Hände und der Kopf; das Herz nahm keinen Theil daran. So ging denn das Leben hin, schlecht und recht. Immer war Frieden im Hause, alles gedieh, sie wurden von Tag zu Tag wohlhabender; und doch darboten beide im Herzen, die Frau tausendmal mehr als der Mann, denn er hatte doch einmal geliebt! Aber in ihrem Herzen war noch all die Liebe aufgespeichert, die Gott dem Weibe mitgiebt, denn zu allem war sie mütterlos aufgewachsen bei einem rauhen harten Vater. Wenn sie meinte, ihr Herz sei tot und still geworden, dann gerade schrie's manchmal auf in heißem Jammer. Und so hatte es auch gesprochen, als der Pfarrer das Kind brachte, nur nicht in Liebe, nein, denn die Liebe lag zu tief vergraben unter dem Schutte des Jammers all der Jahre. Deshalb konnte sie auch jetzt Magdalen weinen sehen, ohne sie zu trösten. Als aber das Kind jammervoll zu schluchzen begann, rief sie: „Geh in die Kammer hinauf und leg dich ins Bett, dann kommt der Schlaf schon.“

Als habe das Kind nur auf diese Aufforderung gewartet, so hastig stoh's hinaus und fragte in der Küche die Magd mit kaum verständlicher Stimme, wo ihre Kammer sei.

„Komm, armer Tropf,“ sagte diese mitleidig, faßte es an der Hand und leitete es die schon in Dämmerung gehüllte schmale Stiege ins Obergeschoß hinauf, wo ihre Kammer neben der der Knechte lag. Es war eine hübsche, helle, blaugetünchte Stube mit kleinen blanken Fenstern und einfacher, sauber gebeizter Einrichtung. Für Magdalen war ein Strohsack auf den Boden gelegt und mit grobem Linnen bedeckt worden. Ein ungeheures Kissen und ein ebensolches Deckbett vollendeten das Bett. „Bis du das Bett von deiner Mutter kriegst,“ sagte die Magd wie entschuldigend. „Na, es wird schon gehen, denn du bist müde. Gute Nacht!“

Das noch immer schluchzende Kind nickte wortlos, streifte, als die Thüre ins Schloß fiel, hastig die Kleider herunter, ordnete sie trotz seines Kammers sorgsam auf einem Stuhl und kroch dann in die mächtigen Kissen hinein. Eine ganze Weile wimmerte es noch vor sich hin nach der Mutter; allmählich aber, als die Dämmerung ins Zimmer kam, verstummte es. Als alles still im Hause war, kam die Bäuerin in die Küche und zündete einen Leuchter an. Geräusch-

los stieg sie dann in die Kammer der Magd und leuchtete nach dem Bette des Kindes. Aus den Rissen schaute nur das schmale, verweinte Gesichtchen und ein mageres, weißes Ärmchen, das sich's unter den Kopf geschoben hatte. Die blonden Zöpfe waren teilweise aufgelöst. Der Mund zuckte noch hin und wieder im Schlafe, und das arme Ding sah jammervoll rührend aus in der ungewissen Beleuchtung des hin- und herzuckenden Flämmchens.

Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt. Erst als das Kind sich regte und ächzend sich herumwarf, trat sie zurück und ging leise davon. Unter der Thüre hörte sie noch ein weiches, zärtliches „Mutter“ vom Lager her. Wie gejagt rannte da die Bäuerin hinab in ihre einsame Stube; sie löschte rasch das Licht aus und saß lange, lange im Dunkeln.

Am andern Tage ward Magdalens Mutter begraben. Die Bäuerin selbst hatte das Kind an der Hand genommen und es zum Pfarrer gebracht. Im Pfarrhaus erwartete sie auch seine Rückkehr. „Ich hätte die Magdalen gerne behalten,“ sagte die Pfarrerin, „als sie mit dem Kinde vom Friedhofe zurückkam und alle im Pfarrhause dem bereicherten Kaffee lebhaft zusprachen, „aber wir haben sieben Trabanten und somit wenig Raum. Macht dem Kinde das Leben erträglich, Schulzenami; es ist ein so gutes, süßames Herz.“

Ein wenig von oben herab erwiderte die reiche, stolze Schulzebäuerin: „Bei mir haben's die Leute immer gut; es ist Raum und Kost genug, das solltet Ihr wissen, Frau Pfarrerin.“

„Ja, ja,“ seufzte die gutmütige Pfarrerin, „aber ein Kind braucht auch Liebe, Ami; ein wenig nur kann da schon viel thun.“

„Niemand kann gegen seine Natur handeln, Frau Pfarrerin.“

„Aber sich überwinden und bekämpfen.“

Die Bäuerin trank ihre Tasse leer, stülpte sie um und stellte sie so auf die Untertasse, wuschte sich den Mund und sagte gelassen: „Ihr redet wie Euer Mann, Frau Pfarrerin.“ Dann verabschiedete sie sich mit der Magdalen.

Die wenigen Habseligkeiten der Lisett wurden später in des Schulzebauern Haus geschafft, das Bett, ein einfacher Schrank mit Kleidern, eine große, farbenprächtigt bemalte Truhe mit schön gearbeiteter Wäsche. Alles andere ließ der Vormund des Kindes, zu dem

man den Gemeindevorstand ernannt hatte, verkaufen und den geringen Erlös dem Kinde in die Sparkasse der nahen Stadt einzahlen. Damit schloß Magdalens Kinderzeit ab.

Langsam arbeitete sie sich in die Lebensweise auf dem Schulzehof ein und ward bald ein nützlich, schier unentbehrliches Glied desselben. Bei der kräftigen reichlichen Kost gedieh sie körperlich prächtig. Schon im ersten halben Jahr wuchs sie zusehends und ward voller und kräftiger. Anfangs hatte sie nur die Hausarbeit und leichte Gartenarbeit verrichtet, im zweiten Jahre aber ging sie aus eigenem Willen mit aufs Feld. Ohne daß jemand ihr etwas sagte, griff sie überall frisch an. Mit den Kräften wuchs ihr der Mut. Die Bäuerin verlangte nie etwas von ihr, aber Magdalen that gerade bei ihr, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Dank beehrte und empfing sie nicht; allein ihre Stellung im Hause war mehr die eines Kindes vom Hause, als die einer Magd. Sie mußte die Zeitung vorlesen, die Sonntags kam, denn so verständlich und klar, mit so angenehmem Tone las niemand im ganzen Hause. Sie besorgte die Einkäufe in der Stadt und trug auch die Butter und die Eier zum Verkaufe dahin.

Zuerst war ja Magdalens wegen ein starkes Gerede im Dorfe gewesen. Unbeirrt aber trug die Bäuerin den Kopf hoch und gab auf keine anzügliche Frage Antwort. Magdalen erfuhr von allem nichts, wie sie denn die einzige war, die von ihrem Vater nichts wußte und



Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt.

ahnte. Sie merkte wohl im Laufe der Jahre, wie große Stücke der Bauer auf sie hielt, als sie sich erst einmal so recht eingebürgert hatte; aber sie dachte, dies sei der Lohn für ihre Bravheit und ihren Fleiß, und segnete im Herzen ihre treue, liebe Mutter, die sie dazu erzogen hatte. Niemand im Hause mißgönnte Magdalen den Vorzug, denn sie blieb dienstwillig und freundlich gegen jedes. Dabei hielt sie ihre Kleidung stets gut imstande und sah immer aus wie aus dem Ei geschält. Wohl war's ihr zuerst recht schwer geworden, ohne ein liebes Wort und eine freundliche Aufmunterung, ohne die Mutter sich zurechtzufinden. Da sie sich jedoch ihrer eigenen Armut und traurigen Lage bewußt war, strebte sie darnach, dieselbe zu bessern und zu heben, kurz sich sicher zu stellen. Das Kind fühlte, wie trotz aller Rauheit das Herz der Bäuerin allgemach mitzusprechen begann, und unbewußt der Kämpfe, die sein Dasein diesem Herzen bereitet, gelang es

ihm allmählich mit unermüdlicher Liebe und geduldiger Freundlichkeit festen Fuß zu fassen. Es gehörte allerdings mit dazu, daß ihm niemand etwas in den Weg legte, daß es unbeirrt denselben gehen konnte, denn für Kämpfe war diese arme Kindesseele noch zu jung und zu schwach.

Mit Altersgenossen verkehrte Magdalen wenig. Ihr einziger Ausgang war der ins Pfarrhaus und zugleich ans Grab der Mutter, das im Sommer immer wie ein Blumenbeet aussah.

Als Magdalen ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte, wurde die Bäuerin plötzlich krank. Sie hatte sich am Bein verletzt, die Verletzung nicht beachtet und bekam so eine heftige Venenentzündung. Gefährlich war's nicht, aber sehr schmerzhaft und langwierig. Das unbewegliche Liegen war eine Qual für die rüstige, arbeitame Frau. Es war gerade um die Zeit des Heumachens, und das Mädchen hatte ungewöhnlich viel zu thun, da auch noch etliche fremde Mäbder angenommen waren. Sie setzte jedoch ihren Stolz darein, allem gerecht zu werden, und die Kranke sah ihr oft bewundernd nach, wenn sie ab- und zugin, ohne je zu ermüden. Pünktlich erneuerte sie die Verbände und Umschläge an dem kranken Bein der Frau, kochte die ungeheuren Portionen für die Leute, wusch auf, hielt die Stube und Küche rein und fand noch immer Zeit, stundenweise mit ins Heu zu gehen. Es war ein heißer Sommer mit viel Gewitterschauern; jede fleißige Hand war da zu brauchen.

Eine alte Nachbarnfrau leistete währenddem der Kranken eifrig strickend Gesellschaft.

„Ihr habt einen klugen Streich gemacht, damals, als Ihr die Magdalen nahmt,“ sagte die alte Nachbarin eines Nachmittags, hörte auf zu stricken, rückte die mächtige Hornbrille auf die Nasenspitze und sah darüber hinweg die Frau an, die auf dem Bette lag und stumm vor sich hin sah. „Man meint, Ihr hättet gewußt, was in ihr steckt.“

„So was sieht man auch dem Menschen an,“ erwiderte die Frau trocken.

„Seht Ihr, man sollte immer Leute ohne Anhang in den Dienst nehmen, solche, die's recht nötig haben,“ fuhr die Alte fort, „da hat mein Schwieger eine, da liegen einem immer die Verwandten im Haus; das Mädchen ist nicht halb so sauber und fleißig wie die Lene, schaut nach den Burschen und verlangt schon wieder mehr Lohn. Die Lene aber ist in Glend und Not groß geworden, dann hier ins warme Nest gekommen und weiß, was es heißt, hübsch sicher im Trocknen sitzen.“

„Die Magdalen wär' auch so, wenn sie nicht in Not und Glend groß geworden wäre,“ sagte die Bäuerin scharf. „Da steckt ein guter Kern drin, und dann hat die Lisett sie gut gezogen. Die Lisett war ein braves, fleißiges Weibsbild; Gott hab' sie selig, die hat sich ihr Lob in der Magdalen großgezogen.“

Darüber kam Magdalen in die Stube mit dem Nachmittagskaffee für die beiden Frauen. Sie hatte den letzten Satz gehört, ihre großen blauen Augen strahlten und füllten sich mit Thränen. Mit zittern-

der Hand setzte sie das Kaffeebrett auf den Tisch, eilte an das Bett der Kranken, faßte deren Hand und sagte schluchzend: „Ihr lobt meine Mutter! Ach, ich danke Euch vielmals dafür, gerade Euch!“

Dann wischte sie ihre Thränen ab, ging hinaus und brachte Brot und Butter herein, langte die Tassen vom Eckbord, goß den dampfenden Trank ein und schüttete Milch nach, bis sich die Untertassen füllten.

„Laßt's Euch schmecken, ich geh' jetzt unsern Leuten den Kaffee bringen,“ fügte sie wieder ruhig hinzu und verließ die Stube. Die Bäuerin hatte vor sich hingebummelt, sah aber doch dem schlanken hübschen Mädchen nach, wie's durch die Stube ging.

Gegen Abend, als Magdalen zum Nachtessen bereiten heimkam, brachte sie der Bäuerin einen großen Strauß von Monatsrosen, A stern, Reseden und bunten Stiefmütterchen.

„Das ist von der Mutter Grab,“ sagte sie leise; „ich wollte Euch das bringen für Eure guten Worte.“

Die Bäuerin war allein. Sie hielt Magdalen an Kleide fest und fragte in ihrem gewohnten barschen Tone: „Warum sagtest du vorhin: gerade Euch!“

Das Mädchen erröthete tief, senkte den Kopf und stammelte: „Weil Ihr einen so musterhaften Lebenswandel führt und meine Mutter doch — —“ sie stockte und warf einen flehenden Blick auf die Frau, setzte dann aber hastig hinzu: „Und doch war sie so gut und brav.“

Die Frau nickte, ließ das Mädchen los und sagte: „Stell mir die Blumen dort ans Fenster, daß ich sie sehe.“

Als sie wieder allein war und der Blumenduft schmeichelnd vom Fenster herüber zu ihr drang, barg die starke, stolze Frau plötzlich das Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich

Ein paar Tage darnach kam die Magdalen eines Abends aus den Wiesen heim. Es war schon fast alles Heu eingebracht, nur von zwei größeren Wiesen, die ein wenig feucht und schattig lagen, mußte das Gras noch trocken werden, und Magdalen war nach dem Abendessen hinausgegangen.

Auf dem Rückweg begegnete ihr ein Bursche, des Gemeinderechners Jüngster, der ebenfalls einen Rechen über der Schulter hatte.

„Na, Lene, noch so allein draußen?“ fragte er nach dem Gruße.

„Es ist das letzte gewesen. Ich war gerade frei,“ erwiderte das Mädchen und wollte weitergehen.

„So eilt's doch nicht. Kannst doch einen Augenblick stehen bleiben,“ fuhr er freundlich fort.

„Eile hab' ich gerad' keine, aber ich weiß nicht, wozu ich stehen bleiben sollte. Wir gehen ja einen Weg ins Dorf, da können wir ja zusammengehen.“ Sie nahm das Kopfstuch ab, wischte den Schweiß von der Stirne und ging langsam weiter.

Schon immer während des Heumachens hatte des Gemeinderechners Henner ab und zu mit der Magdalen geredet, denn die Wiesen seines Vaters und die des Schulzebauers lagen bei einander.

Als nun das Mädchen den Wiesenpfad verließ und am Walde hinschritt, kam er rasch an ihre Seite. „Aber lauf doch nicht so,“ bat er hastig.

Magdalen sah auf. Sie dachte es sich wohl, was den Burschen zu ihr trieb, denn in Blicken und Worten hatte er's häufig angedeutet; aber sie war zu klug und zu stolz, um sich's merken zu lassen. Auch dachte sie an ihre Mutter, welche ihr die eigene Geschichte, ohne Namen zu nennen, als warnendes Beispiel kurz vor ihrem Tode erzählt hatte. „Arm und reich paßt nicht zusammen,“ hatte die Mutter damals gewarnt, „hüte dich also!“

So erwiderte sie kurz: „Was soll ich denn meine Zeit vertödeln? Ich kann zu Haus noch immer was schaffen.“

Da hielt sie der Bursche am Arme fest und sagte noch bitrender: „Geh um meinetwillen langsam, Lene, ich hätte dir was zu sagen.“

Magdalen wurde dunkelrot. Der hübsche, frische Bursche neben ihr war doch kein bloßer Strohwisch, und seine zärtliche Stimme bewegte das weiche Herz, das so sehr nach Liebe verlangte. Aber es war auch ein stolzes, gefestigtes Herz und unterlag nicht so leicht.

„Weißt du was, Henner?“ meinte das Mädchen nach einer kurzen, stummen Pause, in der sie sich angesehen hatten.

„Sag mir lieber nichts. Es taugt nichts. Ich will auch nichts hören. Mein Platz im Schulzehaus gefällt mir, laß mich da! Mir ist am besten und bestimmt, allein zu bleiben.“

Magdalen machte sich los und wollte

gehen. Er aber warf den Rechen nieder, hielt sie nun mit beiden Händen und rief aus: „Du sollst mich doch hören, Lene. Alles, was du da sagst, ist ja recht klug, es kann mir aber nichts nutzen, denn ich hab' dich lieb, so lieb.“

Wie lange hatte niemand mehr Magdalen das gesagt: „Ich hab' dich lieb!“

Sie mußte alle ihre junge Kraft zusammennehmen, um zu widerstehen; aber daß ihr die Thränen kamen, konnte sie nicht hindern.

„Und ich will's nicht wissen,“ erwiderte sie trotzig, während die Thränen über die heißen roten Wangen liefen. „Es geht mich nichts an und ist mir gleich. Laß mich los, ich will heim.“

Die Mischung von Schwäche und Stärke in dem Mädchen entflammte den Burschen noch mehr.

„Wenn du mir sagst, daß ich dir ganz zuwider

bin, geh' ich gleich,“ sagte er leise und näherte sein hübsches, bräunliches Gesicht dem ihren so nahe, daß sie seinen Atem fühlte.

„Es ist schlecht von dir, mich zu quälen,“ rief sie heftig, „laß mich los!“

Sosort trat der Bursche zurück. „Nichts gegen deinen Willen,“ sprach er innig, „ich weiß nun doch, woran ich bin, Lene, und ich laß' nicht ab.“

Er hob seinen Rechen wieder auf und folgte ihr langsam. Sie eilte davon, als bekäme sie's bezahlt, und kam außer Atem heim.

Die Bäuerin rief ihr sogleich, als sie ihren Tritt im Flur hörte. Noch erhist und verlegen ging Magdalen in die Stube. Der Bauer saß am offenen Fenster und rauchte; die Frau lag bereits im Bett. Vorsiehend betrachtete sie das Mädchen. „Du gehst nicht mehr allein so spät in die Wiesen,“ sagte sie dann kurz, ohne zu fragen. Wortlos senkte Magdalen den Kopf.

Als sie später im Bette lag, weinte sie heimlich in die Kissen; ihre Festigkeit wurde ihr leid. Immer klang's ihr im Herzen: ich hab' dich lieb! — — —

Ganz spät erst kam die Karoline in die Kammer ohne Licht. Sie tappte an das Bett der Gefährtin und legte ihr etwas auf die Decke. „Einen schönen Gruß!“ sagte sie dabei, begann sich auszuziehen und legte sich nieder.

Magdalens Herz hatte zu klopfen angefangen wie ein Hammer, als die Karoline die paar Worte sagte. Ein süßer Duft drang von dem Etwas auf der Decke zu ihr. Sie wagte sich nicht zu regen, bis sie der Karoline schwere, tiefe Atemzüge hörte. Ganz zaghaft griff sie unter der Decke hervor und hielt einen mächtigen Strauß Rosen in der Hand. Sie wußte, daß nur im Garten des Gemeindevorschalters Rosen in solcher Fülle und Pracht wuchsen. Mit Entzücken atmete sie den köstlichen Duft, dann erhob sie sich geräuschlos, warf einen Rock über und schlich sich auf bloßen Füßen in die Küche, um ein Gefäß mit Wasser zu holen. Ebenso leise kehrte sie zurück und stellte die Blumen auf ihren Schrant.

Am andern Morgen, als der Kaffee getrunken war, jeder an seine Arbeit ging und Magdalen den Tisch in der Wohnstube abwusch, sagte die Frau plötzlich: „Magdalen!“



Magdalen machte sich los und wollte gehen.

Sie fuhr herum und fragte: „Was soll ich?“
 „Bist du heute nacht leise im Hause herumgeschlichen?“

Purpurglut im Gesicht, starr vor Schreck stand das Mädchen.

„Ich dachte mir's wohl,“ fuhr die Frau fort. „Ich konnte nicht schlafen und die Stubenhüre war nicht eingeklinkt. Dann krachte die Treppe ein wenig und deine Kammerthür ging. Warum warst du unten?“

„Ich holte mir Wasser,“ stammelte das Mädchen fassungslos.

„Wozu mitten in der Nacht?“

Eine Lüge wollte nicht über des Mädchens Lippen. Sie fühlte den Blick der Frau auf sich ruhen. Mit einem raschen Entschluß hob sie stolz den Kopf und sagte: „Lügen kann ich nicht. Ich hatte von der Karoline Blumen mitgebracht bekommen und brauchte das Wasser dafür.“

„Von wem waren die Blumen?“

„Sie sagte es nicht — — —“ erwiderte Magdalen wieder leiser und von neuem erröthend.

„Aber du weißt's?“

Das Mädchen nickte.

„Denkst du an deine Mutter?“ fragte die Frau nach einer ganzen Weile finster.

Magdalen sah sie an, ohne zu reden, wischte dann den Tisch fertig ab, warf die Krumen zum Fenster hinaus und ging. Mit einem schweren angstvollen Seufzer legte sich die Frau zurück.

Endlich durfte die Bäuerin wieder aufstehen und am ersten sonnigen Tage vor der Thüre sitzen. Da kam des Rechners Henner vorüber. Er hatte die Mühe ein wenig schief sitzen und eine prächtige Rose zwischen den Zähnen.

„Guten Tag, Schulzeami,“ sagte er, die Rose aus dem Mund nehmend, „das ist recht, daß Ihr wieder heraus seid. Wie geht's denn?“

„Dank der Nachfrage, wieder gut,“ erwiderte sie. „Wo gehst du hin?“

„In die Schmiede. Wollt Ihr was besorgt haben?“

„Die Magdalen ist hinten im Grasgarten, die tannst du mir rufen,“ sagte die Frau. Da fuhr's wie Freude über des Burschen Gesicht.

„Gleich, Schulzeami,“ sagte er, ging eilig ums Haus herum den schmalen Gang linksseitig hinauf, kam über'n Hof und sprang wie ein kleiner Junge über den niedern Zaun in den Grasgarten.

Magdalen erschrak bis ins Innerste, als er vor ihr stand.

„Deine Frau braucht dich,“ sagte er atemlos. Sie ließ das Grastuch los, in das sie Gras gehäuft, und wollte gehen.

„Da,“ fuhr er fort, „nimm wenigstens die Rose von mir.“

„Dann siehst's die Frau,“ rief Magdalen ängstlich.

„Was liegt denn daran?“ fragte er, „wenn du sie nur nimmst, Lene.“

Als sie nach der Rose griff, faßte er die kleine, harte Hand und bat: „Gieb mir nur einen einzigen

Kuß, Lene!“ Entrüstet wehrte sie ihn ab und rannte davon.

Als die Frau die Lene kommen sah, seufzte sie schwer auf. „Führ mich hinein,“ befahl sie kurz und drinnen setzte sie hinzu: „Wo die Blume her ist, stammten auch wohl die andern her. Wie weit seid ihr denn? Bei dir scheint auch jede Warnung in den Wind geredet.“

Das Mädchen ließ sich auf die Bank sinken und brach in Thränen aus. All ihr Wehren und Kämpfen brachte ihr nichts als Leid und Kummer, und nun redete die Frau auch noch so harte Worte!

„Besser Thränen vorher, als wenn sie nichts mehr ändern.“

Da fuhr das Mädchen empor. „Ich weine nur, weil Ihr mich kränkt,“ sagte es laut. „Ich habe kein Unrecht gethan und thue keines. Und die Blume freut mich nur, weil's doch jemand der Mühe wert hält, mir eine zu geben. Ich hab' dem Henner noch kein gutes Wort gesagt und thu's nie, denn ich weiß, daß ich waterlos bin, und vergess' es nicht. Aber ich kann nicht an einem Ort bleiben, wo ich um mein Ansehen kommen soll, denn ich hab' mich brav gehalten die ganze Zeit!“

Über ihrer lauten Rede trat der Bauer mit einem Kornseil ein. „Was habt ihr denn?“ fragte er stirnrunzelnd.

„Du hörst's ja,“ antwortete die Frau, „die Magdalen möcht' gehen.“

Der Bauer fuhr herum und sah das Mädchen durchdringend an. Sie senkte den Blick nicht. Es war auf einmal eine solche Verzweiflung und Traurigkeit über sie gekommen, daß es ihr einerlei schien, hätte man sie gleich weggeschickt. Noch immer hielt sie die Rose in der Hand, saß aber wie gebrochen da. „Das ist doch wohl dummes Zeug?“ meinte der Bauer endlich mit unsicherer Stimme.

„Nein,“ rief das Mädchen bitter, „ich werd' wohl gehen müssen. Zum Heiraten taugte ich nicht, zum besten halten laß' ich mich nicht, aber verdächtigen laß' ich mich auch nicht.“

Der Bauer lehnte behutsam das Kornseil gegen die Wand neben der Thüre und drückte diese fest ins Schloß.

„So, nun erklär, was du da zusammenredest. Also, dir steigt einer nach?“ begann er.

Das Mädchen senkte wieder den Kopf und wurde rot wie die Rose in ihrer Hand.

„Wer denn?“ fragte der Bauer weiter.

Die Bäuerin sagte aus dem Lehntuhle heraus: „Des Rechners Henner.“

„Hm, hm,“ machte der Bauer.

„Nun ja,“ sprach Magdalen leidenschaftlich, „da seht Ihr doch ein, daß das nichts geben kann. Ich hab's dem Henner gleich gesagt und bin ihm aus dem Wege gegangen. Jetzt macht mir die Frau Vorwürfe, die ich bei Gott nicht verdiene.“

„Du hast doch die Blumen von ihm genommen.“

„Ich hab' so wenig Herzensfreud' gehabt im Leben,“ sagte Magdalen leise, „daß mir's wie ein Fest war, als mir jemand Blumen schenkte. So Liebes hat

mir keiner erwiesen, seit meine arme Mutter tot ist.“
 Der Bauer räusperte sich heftig, nahm sein rotes Taschentuch und schneuzte sich mit viel Geräusch. „Daß dir der Henner nachsteigt, ist doch kein Grund zu gehen,“ meinte er dann verlegen und sah seine Frau an. „Das gerad' nicht,“ warf die Bäuerin spöttisch hin. „Aber meine Worte vielleicht — vielleicht noch was anderes. Gehst alle beide und schaffst, da kommen euch andere Gedanken.“

Magdalen ging sofort hinaus, sie hätte nicht länger bleiben können, sie mußte ihren Jammer irgendwo ausweinen.

Der Bauer aber blieb mitten in der Stube stehen und sagte mit gedämpfter, aber fester Stimme: „Ani, ich lass' das Kind nicht gehen; unter keinen Umständen! Mit ihm ist erst das Glück ins Haus gekommen, und ich kann nun alles wieder gut machen. Es ist so gut und brav, so hübsch und fleißig. Sorg du, daß alles wieder ins Geleis kommt. Ich kann's nicht ertragen, das Kind aus dem Haus gehen zu sehen.“

Die Frau gab ihm keine Antwort; er wartete noch eine Zeitlang und ging dann mit schwerem Herzen wieder an seine Arbeit.

Die Frau aber saß wie versteinert da. Also mit dem Kinde, meinte er, sei das Glück eingezogen? Und sie hatte keine Kinder — dies war sein Kind! Er war aufgelebt, sein Herz fand schon Trost und Ersatz im Dasein dieses Kindes, während sie noch kämpfte und litt.

Es war eine böse, schwere Stunde für die Frau, als sie mit ihrem eigenwilligen, hochmütigen Herzen rang, bis sie sich endlich eingestand, daß auch sie das Mädchen lieben gelernt hatte und es nicht mehr entbehren konnte. Und dann malte sie sich den Jammer aus. Sie wurde auf einmal von einer unerklärlichen Angst erfasst um das Mädchen. Sie konnte nicht warten, bis die Leute zum Abendessen kamen. Was sie thun wollte, mußte sie bald thun; es war ihr, als sei jede Minute kostbar. „Noch dieser Augenblick ist dein, der nächste wird's vielleicht nicht sein!“ ging ihr durch den Sinn. Während des unthätigen Daliegens seither war so manches anders in ihr geworden. Nun, wo ihr Herz sich durchgearbeitet hatte, verlangte es aber auch mit Macht sein Recht. Wie Fieber ergriß es sie. Im ganzen Haus war's so still, alle arbeiteten außerhalb; sie hielt's nicht aus. Langsam erhob sie sich und humpelte hinaus über den Flur, durch die Küche in den Hof. Aus der Scheune drangen Staubwolken heraus, da siebte der Willem Saat Korn. Die Karline und die Knechte waren zum Kartoffelaußmachen gegangen. Wo war nur die

Magdalen? Die Frau hinkte über den Hof und langsam und schwerfällig den Grasgarten hinauf. Da saß das Mädchen auf dem gefüllten Grastuch, hatte den Kopf auf den Knien liegen und regte sich nicht. Ganz nahe konnte die Bäuerin herangehen, da erst fuhr die Magdalen auf und starzte sie an wie eine Erscheinung.

„Jesses, Zhr!“ stammelte sie.

„Zawohl, ich! Keines sieht nach mir, jedes hat mit sich zu thun, da muß ich wohl selber kommen, wenn ich eins brauch'!“

Das Mädchen sprang auf, sagte die Scheltende unter dem Arm und sagte: „Seid ruhig, ich wär' gleich gekommen. Nun bring' ich Euch wieder hinein.“

„Bleib nur erst da, Magdalen,“ fuhr die Frau mit ganz verändertem Tone fort, „ich hab' dir nur wenig zu sagen, und hier stört uns keiner. Denk nicht ans Fortgehn, der Willem will dich nicht fortlassen und ich auch nicht. Du sollst immer bei uns bleiben, und der Henner kann zu uns ziehen.“

Das alles stieß sie hervor, um es nur rasch vom Herzen zu bekommen, und presste dabei den Arm des Mädchens fest an sich. Die Magdalen

stand einen Augenblick wie erstarrt. Dann schrie sie auf: „Das wollt Zhr thun? Das wollt Zhr mir wirklich thun? Ich soll hier bleiben für immer — und der Henner — — ach, wenn ich doch nun meine Mutter hätte!“

Vor Glückseligkeit konnte sie nicht weiter reden; sie fiel der Frau um den Hals und küßte sie stürmisch.

„Zum Dank bring mich nur gleich auf der Stelle um,“ sagte diese trocken, „dann erbst du auch noch geschwind. Erst müssen

wir aber noch den Willem fragen. Geh, ruf ihn in die Stube!“

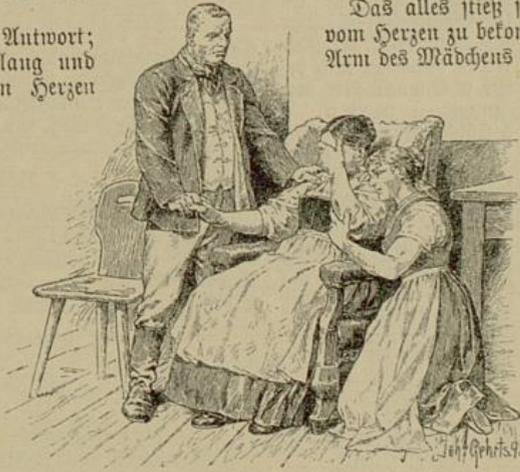
Magdalen hielt an sich, bis sie die Frau im Zimmer hatte. Dann flog sie in die Scheune und stammelte atemlos: „Zhr sollt hineinkommen, schnell!“

„Ist denn die Frau wieder krank?“ fragte der Bauer erschrocken.

„Ach nein, ach nein!“ erwiderte sie strahlend. „Kommt nur, kommt!“ Sie zog ihn hastig am Arm in die Stube.

„Zhr Weiberleut seid ja aus Rand und Band!“ rief er drinnen. „Wo brennt's denn jetzt wieder?“

„Ja, ich denke, du wolltest, daß ich der Magdalen den Kopf zurechtsetze,“ meinte die Frau in gezwungenem Tone. „Da hab' ich dem Mädchen gesagt, daß sie immer bei uns zu bleiben hat und ihren Henner hierher bringen kann. Dafür aber muß sie Vater und Mutter sagen und uns als gehorames Kind unterthan sein.“



Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

„Und das soll wahr sein, wirklich und wahrhaftig wahr sein?“ fragte das Mädchen, faltete die Hände und sah den Bauer an. Der aber begann auf einmal zu schluchzen.

„Ami,“ sagte er mit Anstrengung, „was ich unrecht an dir that, vergieb mir! Jetzt seh' ich erst, was für einen Schatz ich an dir hab'. Die Zeit, die uns noch zu leben gegeben sein wird, will ich versuchen, alles gut zu machen. Wir sind ja noch rüstig und haben nun wirklich ein Kind.“

Hiermit nahm er die harte Hand seiner Frau in seine eigenen, harten, schwieligen Hände. Die Magdalen aber kniete neben dem Lehnstuhl nieder und streichelte der Frau Schulter und Arme. Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Das Lehrer Reichswaisenhaus



hatte zu Beginn des Jahres 1898 in Pflege und Erziehung 58 Zöglinge, wovon im Laufe des Jahres 12 entlassen und dafür 9 Knaben neu aufgenommen wurden, so daß sich am Jahreschluß noch 55 Zöglinge im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 14, Altbayern 4, Rheinbayern 2, Preußen 25, Groß-Hessen 3, Sachsen-Koburg-Gotha 2, Sachsen-Altenburg, Württemberg, Elsaß-Lothringen, Schweiz und Frankreich je 1.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1898 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1898	M	49.75
Zinsen aus Wertpapieren u. Kapitalien	„	22 296.11
Verpflegungsbeiträge	„	340.—
Beim „Hink. Boten“ zc. eingegangen.	„	689.85
Von der Generalschule eingezahlt	„	7 300.—
Sonstige Einnahmen	„	1 176.71
Vermächtnis des am 13. März 1897 in Baden verstorbenen Fräuleins Auguste Prittvis	„	10 507.55
Vermächtnis der am 26. Januar 1898 in Gölshausen verstorbenen Frau Charlotte Süpfle	„	100.—
Zu übertragen	M	42 459.97

Übertrag	M	42 459.97
Restempfang aus dem Vermächtnis des Herrn Louis Fuchs in Belleville	„	4 899.45
Vermächtnis des am 8. April 1898 in Laß verstorb. Privatmanns Herrn Wilhelm Hesel	„	60.98
Geschenk eines nicht genannt sein wollenden Wohlthäters als Fonds für die Feier des Sedantages	„	4 000.—
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückerhoben	„	49 326.40
Summa aller Einnahmen	M	100 746.80

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln zc.	M	2 584.05
---	---	----------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M	317.11
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	3 795.93
Für Anstaltsgebäude, für Wasserversorgung und Hauseinrichtungsgegenstände	„	1 162.71
Für Bekleidung	„	2 628.43
Für Heizung und Beleuchtung	„	848.43
Für Lebensmittel	„	8 589.13
Aufwand für Haustiere	„	1 609.92
Krankheitskosten	„	62.78
Sonstiger Anstaltsaufwand	„	615.21

C. Uneigentliche Ausgaben.

Für vorausbezahlte Zinsen bei Verkauf von Wertpapieren	M	479.25
--	---	--------

D. Grundstocks-Ausgaben

Für das Auffichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	77 187.55
Summa aller Ausgaben	M	99 880.50
Kassenvorrat am 31. Dezember 1898	„	866.30
Summa	M	100 746.80

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichsbank in Wertpapieren	M	83 869.40
b. hypothetische Anlagen	„	4 559 900.—
c. bei der Sparkasse Laß	„	389.77
d. bei der Lehrer Gewerbebank	„	4 000.—
e. bei der Lehrer Kreditbank	„	11 443.—
f. beim Lehrer Bankverein	„	2 738.40
g. bei dem Bankhause Groß-Heinrich in Neustadt a. d. H.	„	4 000.—
h. Albert Bürklin-Fonds	„	27 362.04
Summa	M	589 702.61

An dem Vermögen des Hauses ist die Oberrechtsschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Betrage von 200 000 Mark beteiligt.

Laß, 20. Januar 1899.

Albert Guth
geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für
das Erste deutsche Reichswaisenhaus.